MITTEILUNGEN DER

KARL-MAY-GESELLSCHAFT

Nr. 6 Dezember 1970

Verehrte Karl-May-Freunde !

Früher als Sie sicherlich erwartet haben, kommen Ihnen die MITTEILUNGEN Nr.6 als letztes Heft des Jahres 1970 ins Haus. Wir - und Sie ! - können mit diesem Jahr zufrieden sein:das erste Jahrbuch ist erschienen, und im Verlaufe dieses Jahres hat sich die Zahl unserer Mitglieder mehr als verdoppelt. Auch die Vorbereitungen für das Jahrbuch 1971 sind schon weit fortgeschritten, und wir hoffen, daß wir Ihren Beifall damit in demselben Grade finden, wie es nach dem Inhalt der ersten Stellungnahmen beim Jahrbuch 1970 der Fall zu sein scheint.

Das vorliegende Mitteilungsblatt enthält als originalen May-Text nur ein kleines und beiläufiges Stück, das aber doch, - wenn die Hypothese von Heinz Neumann sich als zutreffend erweist - sehr charakteristisch ist für die Art, in der May völkerkundliches Quellenmaterial zu verarbeiten verstand. Im übrigen wird die weihnachtliche Geschenkbeilage den Leser für das Fehlen weiterer May-Prosa im Mitteilungsblatt reichlich entschädigen.

Die Sekundärthemen befassen sich diesmal mit der indianischen Religion bei Karl May und mit seinem Verhältnis zu den Armeniern. Der oftmals gehörte Vorwurf, vieles, was May über die Indianer geschrieben habe, sei historisch unrichtig, bedarf einer genauen Untersuchung. Ekkehard Koch hat einen interessanten Beitrag dazu geliefert. "Winnetou IV" erweist sich in diesem Zusammenhang geradezu als Karl Mays "Testament". - Rainer Jeglin, eines unserer jüngsten Mitglieder, hat sich mit der Frage beschäftigt, womit Mays ungewöhnliche Abneigung gegen die Armenier begründet sein könnte. Das Problem scheint uns wichtig genug, um zur Diskussion gestellt zu werden. - In ihren Schlußfolgerungen zeigen Koch und Jeglin ganz erstaunliche Übereinstimmungen, nämlich in der Erkenntnis - wie es die Dichter im Gegensatz zu den Historikern meist tun - daß May Realitäten ausgewählt und einseitig interpretiert hat,um Kontraste für die wirkungsvolle Darbietung seiner eigenen Ideen zu schaffen: um "höherer Ziele" willen sozusagen.

Zu dem umstrittenen "Frühreisen" - Thema, das nun schon seit einiger Zeit die Gemüter bewegt, hat Hainer Plaul erstmals einen - allerdings "zeitlich begrenzten" - Beleg beigebracht, während Amand von Ozoroczy im 'Briefkasten' die Gegenposition noch einmal temperamentvoll zur Geltung bringt. Wir dürfen demnächst noch mit weiteren Belegen von beiden Seiten rechnen und können vielleicht schon im nächsten Jahrbuch eine umfassende Dokumentation veröffentlichen.

Zu unserem "Tertiär" - Thema - zum Gedenken an den ersten Winnetou-Darsteller Hans O t t o - sei noch die Anregung gegeben, ob es nicht einem unserer Mitglieder mit Hilfe des Fernsehens möglich sein könnte, den einzigen Film aufzuspüren, in dem Otto 1930 bei der Ufa eine Doppelrolle gespielt hat: "Das gestohlene Gesicht". In ihren Memoiren haben sowohl Gustaf Gründgens ("Briefe, Aufsätze, Reden" 1970) als auch Veit Harlan ("Im Schatten meiner Filme" 1966) sich auf ihre freundschaftliche Beziehung zu Hans Otto berufen. In der DDR sind ein Theater (Berlin) und eine Theaterhochschule (Leipzig) nach ihm benannt.

Eine kleine Weihnachtsgabe für unsere Mitglieder und unsere Freunde liegt diesem Mitteilungsblatt bei: ein Faksimile - druck von Karl Mays Erzählung "Bei den Aussätzigen". Dieser Abdruck entstammt dem "Eichsfelder Marienkalender", Jg. 33 (1909), doch war dies bereits ein Nachdruck. Die erste uns bekannte Veröffentlichung erfolgte in der Weihnachtsbeilage 1907 des "Grazer Volksblattes". Später gab es noch eine ganze Reihe von Nachdrucken, von denen wir bisher folgende er - mitteln konnten: "Hildesheimer Kurier" vom 19.3.1908 (Beilage 'Hildesia'); "Hannoversche Tages-Nachrichten" vom 22.3.08 (Sonntagsbeilage 'Hann.Familienblatt'); "Bamberger Volksblatt", Weihnachtsbeilage 1908 (dort unter dem Titel "Weihnachten bei den Aussätzigen"); "Wiener Montags-Journal" vom 9.1.1911. - Im Radebeuler Karl-May-Verlag fand sie - leicht bearbeitet - 1927 unter dem Titel "Eine Weihnachtsfeier in Damaskus" Auf - nahme in die Gesammelten Werke (Bd. 48 'Das Zauberwasser').

Diese orientalische 'Reiseskizze' sollte, wie alle späten Reiseerzählungen Karl Mays, dem Wunsch nach Versöhnung, Frieden und Hilfsbereitschaft unter den Menschen Ausdruck geben. Daß sie daneben auch autobiographische Spiegelungen enthalten kann, deutet Hans Wollschläger in seiner Rowohlt-Monographie (Seite 120) an.

Wir verzichten hier auf eine kritische Durchleuchtung der kleinen schlichten Arbeit, sondern wollen sie unseren Mit - gliedern und Freunden überreichen mit den besten Wünschen für ein frohes Weihnachtsfest und ein gesundes, friedliches Jahr 1971, zugleich auch als bescheidenen Dank für die Unterstützung, die in den 1 1/2 Jahren der ersten schwierigen Aufbauarbeit der Karl-May-Gesellschaft von vielen Seiten zuteil wurde.

Hansotto Hatzig.

==========

Karl May in "Weihnacht" (S.622):

> ".... für jeden liegt ein Geschenk unter dem strahlenden Lichterbaume. Die köstlichste der Gaben aber, welche sie verteilt, ist die gnadenbringende Weihnachts - verkündigung, daß für alle, welche sich nach Erlösung aus der Not der Seele sehnen, der rettende Erlöser gekommen sei. ...."

Ekkehard Koch:

Karl May und die indianische Religion

Auch wenn Karl May das Land der Indianer als Schriftsteller nie "anders als mit der Seele" 1) suchte, so hat er doch in seine farbenprächtigen Reiseerzählungen und das Alterswerk 'Winnetou IV' manche ethnologischen und ethnographischen Berichte einfließen lassen und bei vielen Lesern das Verlangen geweckt, mehr und gründlicher über die Ureinwohner Amerikas zu erfahren. Ein Aspekt der indianischen Welt und seine Darstellung durch May sei hier betrachtet: die indianische Religion.

"Warum giebt der große Manitou seinen roten Söhnen einen so kleinen Teil der Welt und seinen weißen Kindern alles ? Was sind die Jagdgründe der Indianer gegen die unendliche Herrlichkeit, in welcher die Seligen der Weißen wohnen werden ? Hat Manitou die Roten weniger lieb ? O nein ! Meine roten Brüder glauben an eine große, fürchterliche Lüge ? Der Glaube der weißen Männer sagt: 'Der gute Manitou ist der Vater über alle seine Kinder im Himmel und auf Erden.' Der Glaube der roten Männer aber sagt: 'Manitou ist nur der Herr der Roten; er gebietet, die Weißen alle zu töten.' Mein Bruder Winnetou ist gerecht und weise; er denke nach ! Ist der Manitou der Roten auch der Manitou der Weißen ? Warum betrügt er dann seine roten Söhne ? Warum läßt er sie von der Erde verschwinden und erlaubt den Weißen, zu Millionen anzuwachsen und die Erde zu beherrschen ? Oder ist der Manitou der Roten ein anderer als der Manitou der Weißen ? Dann ist der Manitou der Bleichgesichter mächtiger und gütiger als der Manitou der Roten ! Der Manitou der Bleichgesichter giebt ihnen die ganze Erde mit tausend Freuden und Wonnen, und dann läßt er sie herrschen über die Seligkeit aller Himmel von Ewigkeit zu Ewigkeit. Der Manitou der Roten aber giebt den Seinigen nur die wilde Savanne und die öden Berge, die Tiere des Waldes samt einem immerwährenden Töten und Morden, und sodann verheißt er ihnen nach dem Tode die finsteren Jagdgründe, in denen der Mord von neuem beginnt. Die roten Krieger glauben ihren Medizinmännern, welche sagen, daß in den ewigen Jagdgründen die Indianer alle Seelen der Weißen töten werden." 2)

So spricht Old Shatterhand zu seinem Blutsbruder Winnetou.Hier wird natürlich nicht überzeugend argumentiert. Die Stelle ist jedoch aufschlußreich, weil sie deutlich Mays Verständnis der indianischen Religion in der Zeit der Entstehung der Reiseerzählungen widerspiegelt.

An sich verbietet es sich, von der "indianischen Religion" schlechthin zu sprechen. Es gibt sie nicht: die Vorstellungen über die Gottheiten und über das Leben nach dem Tode waren von Stamm zu Stamm, oft sogar innerhalb von kulturell- oder sprachverwandten Völkerschaften verschieden. 3) Doch war ein Grundzug in den religiösen Vorstellungen fast allen Indianern gemeinsam: Sie waren Pantheisten, oder vielleicht noch genauer: Panentheisten. Wie alle Naturvölker fühlten sich die Indianer der Natur und den Dingen verwandt; sie deuteten die Erscheinungen natürlich nicht wissenschaftlich, sondern projizierten ihre

Mentalität in die Vorgänge, die sich um sie abspielten, und glaubten, daß es geistige Kräfte seien, die in allen Dingen und Geschehnissen, mit denen sie konfrontiert waren, wirkten, geistige Kräfte, die mit den in ihrem eigenen Inneren wirkenden verwandt waren. Eine ihm ähnliche Mentalität sah der Indianer in jedem Lebewesen und in jedem in unseren Augen Anorganischen, Toten. Hinter seinem Denken, Handeln und Fühlen vermutete er eine erste Ursache, eine Intelligenzkraft, eine übergeordnete, alles durchdringende Vernunft oder Macht, dieselbe Kraft, die sich auch in allen Vorgängen auf der Erde äußerte. War diese Kraft auch verschieden stark in den einzelnen Lebewesen und Dingen ausgeprägt: alles Leben war schlechthin ein Ureines, und alle Dinge besaßen Macht und Leben. Diese Macht, Intelligenzkraft, hieß bei den Algonkin Manitu, bei den Irokesen Orenda, den Apachen Yusn, einigen Siouxstämmen Wakonda, den Schoschonen Pohunt und den Blackfeet Natose. Die frühen weißen Missionare machten fälschlich einen Gott daraus, wenn auch bei verschiedenen Stämmen das Manitu personifiziert wurde 4) (es war somit persönlich und unpersönlich, transzendent und der Natur immanent) oder andere Stämme, vor allem die der Prärien, zum Polytheismus neigten, weil sie die einzelnen Mächte oder Kräfte personifizierten: aus der in der Sonne wirkenden Kraft wurde der Sonnengott, und so weiter. -

Die Mächte in der Natur konnten den Indianern helfen oder schaden, aber sie waren keine "ethischen Kräfte" 5) - über die Erklärung des Bösen machten sich allein die Irokesen Gedanken, die einen Dualismus in der Natur wie Zarathustra lehrten; für die meisten Indianer war nur die Verhütung des Bösen wichtig, die sie durch Opfer, Einhaltung von Tabus oder nur durch Gebete zu erreichen glaubten.

Die Indianer fühlten sich mit der Natur in Einheit, waren aber der Überzeugung, daß der Mensch allein den Vorzug besitze, gegen die Natur und außerhalb von ihr leben zu können. Er mußte sich jedoch um die Einheit mit der Natur bemühen, weil er dadurch Macht - Manitu - erhielt. Die Indianer waren Mystiker, die sich durch Fasten, Entbehrungen und Gebete Zugang zur transzendenten Welt suchten, um so Schutz und Manitu zu erhalten. Die Erfahrung dieser anderen Welt war für sie die Vision - die Welt der realen Erscheinungen und die der Träume und Visionen waren bei ihnen nicht geschieden. Je nach der Reichhaltigkeit der Vision erhielt der Indianer mehr oder weniger Manitu, manchem schenkte sie besondere Vorzüge, "Macht, Krankheiten mit Heilpflanzen oder auch mit übernatürlichen Kräften zu heilen " 6), und wer zu wenig Manitu besaß, wurde krank. Den realen Niederschlag fand die Vision in der "Medizin",dem sichtbaren Zeichen der gewonnenen Macht, und in einzuhaltenden Tabus. Über das Leben nach dem Tod machten sich die Indianer auch verschiedene Gedanken; für manche Stämme war es unwichtig,andere glaubten an die "ewigen Jagdgründe", die eigentlich die "glücklichen Jagdgründe" 7) heißen, weil in ihnen alle Menschen und Tiere glücklich zusammenleben 8). Im allgemeinen war für die Indianer im Gegensatz zu den Christen die Sorge um ein Leben nach dem Tod nicht wichtig, sondern für sie hatte die Religion nur für ihr diesseitiges Leben Bedeutung. Sie beteten nicht um ihr Seelenheil, sondern um irdisches Glück, und sie versuchten, sich die verschiedenen Mächte günstig zu stimmen.

Über die indianischen Religionen ließe sich noch viel mehr sagen, hier konnte nur Allgemeines dargestellt werden. Karl May hat den Begriff des 'Manitu' nicht verstanden - abgesehen davon, daß er das Wort Manitu jedem Indianer, sei es ein Apache, Komanche oder Dakota in den Mund legt. Er erhebt ihn zum Gott, der das Töten befiehlt, und läßt das Morden in den Jagdgründen weitergehen. Auch von den Medizinmännern hat er eine schlechte Meinung 9) und ordnet ihnen die Rolle eines Priesters oder Lehrers der Religion zu, eine Stellung, die sie nur bei ganz wenigen Stämmen innehatten. Nur ein Phänomen der indianischen Religion, die Medizin, stellt May in seinen Reiseerzählungen richtig dar und stuft sie in ihrem Wert für den Indianer richtig ein, obwohl er auch hier nicht nach Stämmen differenziert. Immerhin gelingt es May, eine erste Vorstellung von der Erlangung der Medizin durch die Indianer und ihre Bedeutung für sie zu vermitteln: Mehr als einmal nimmt Old Shatterhand Medizinen an sich, die sich dann als Druckmittel zur friedlichen Überwindung der feindlichen Indianer gut verwenden lassen, weil Old Shatterhand droht, sie zu zerstören oder die Besitzer ohne ihre Medizinen zu töten. In 'Winnetou IV' erreicht dieser Kunstgriff Old Shatterhands einen dramatischen Höhepunkt, aber hier erhalten die Medizinen bereits symbolische Bedeutung.

Wir würden Karl May nicht gerecht,wenn wir bei der Beurteilung seiner Darstellung der indianischen Religion nur feststellten, daß er diese nicht kannte. Old Shatterhand hat bekanntlich "ein ethisches, ein religiöses Programm" und tritt "als Christ unter den Fremdgläubigen" auf. "... der Marterpfahlideologie der Indianer wird mit schlagenden Beispielen die sittliche Überlegenheit der Nächsten- und Feindesliebe gegenübergestellt" (wenn auch der Marterpfahl, wie May ihn schildert, nur wenigen Stämmen bekannt war) und Old Shatterhand bietet sich "Gelegenheit, gerade aus dem scharfen Kontrast" zur indianischen Religion "die Eigenart der christlichen Religion vorzuführen" 10). Karl May wollte seine Reiseerzählungen durchaus als Missions- oder Erziehungsschriften verstanden wissen, er predigte seine Ideale: Friede, Nächstenliebe, Gottvertrauen, die er als die höchsten des Christentums betrachtete. Alle Religionen kennt Old Shatterhand, aber die beste ist für ihn das Christentum mit einem Gott, der Nächstenliebe fordert und eine "unendliche Herrlichkeit, in welcher die Seligen der Weißen wohnen werden",verheißt. Schon darum müssen die Indianer "an eine große, fürchterliche Lüge glauben", schon deshalb muß Manitu das Töten verlangen und müssen die "glücklichen Jagdgründe" finster und blutig sein. Um so höher wachsen dabei die christlichen Ideale - bis zum triumphalen Höhepunkt: "Winnetou ist ein Christ" (W III, S. 474). Die Darstellung der indianischen Religion wird Programm: Teil des Programms der Mayschen Schriften.

Noch deutlicher wird dieser Grundzug im Alterswerk, in Winnetou IV, auch wenn Dr. Ralph Winfred Tower, Direktor des American Museum of Natural History, May anläßlich seines Amerikaaufenthaltes 1908 eine Reihe Fachwerke über die Indianer schenkte, aus denen dann "mancherlei kleinere Lesefrüchte ... in 'Winnetou IV' eingegangen" sind. 11)

"Indem ich sie ((die feindlichen Indianer)) hier an uns vorbeireiten sehe, ist es mir, als ob sie nicht Körper seien, sondern verschmachtete Seelen, die nach dem Jenseits ziehen, um dort in ihren leeren, ewigen Jagdgründen vollends zu verhungern !" 12) Auch hier werden die ewigen Jagdgründe scheinbar falsch gesehen und abgewertet: sie seien leer. - Leer von Büffeln und anderem jagdbaren Wild ? Hier ist natürlich gemeint: Leer von Idealen, von geistiger Nahrung; und die ewigen Jagdgründe werden Sinnbild für die geistige Öde der alten, haßerfüllten Indianer, in einer anderen Ebene: der Gegner Mays. Hier wird die Darstellung der Religion nicht mehr von der Darstellung ihrer Anhänger getrennt. In letzter Konsequenz: Es geht gar nicht mehr um die indianische Religion wie noch in 'Winnetou III', wo eben Religion auf Religion trifft und so Kontrast erzeugt wird, sondern sie wird zum Attribut oder gar Symbol einer Geisteshaltung.

Viel ist in 'Winnetou IV' von den Medizinen die Rede, die eine zentrale Rolle spielen. Gleich zu Anfang(W IV, S.18/19) gibt May eine streckenweise völlig richtige Darstellung des Begriffes 'Medizin', der für die Indianer gleichbedeutend mit dem Wort 'Mysterium' war 13). Erstaunlich ist,daß May plötzlich von dem "bisherigen guten Ruf" (W IV, S.19) der Medizinmänner spricht, unter ihnen "Koryphäen" findet (S.20) und sie auf gleiches Niveau mit spanischen Konquistadoren stellt. "Ein wirklicher Medizinmann ... gibt sich nie zu Schaustellungen her" (S.20). Hatte May einst zu wenig von den Medizinmännern gehalten, so fiel er nun ins andere Extrem, aber der Grund ist klar: Seine Ausführungen dienen dazu, Tatellah Satahs Auftritt vorzubereiten. "Was Hunderte und Aberhunderte von einzelnen Medizinmännern im Laufe der Zeit an Geistesgaben und Kenntnissen besessen hatten, das sprach man ihm, dem Höchstgestiegenen, in voller Summe zu." (S.17). Und "grundfalsch" ist es, sich unter einem Medizinmann "einen Kurpfuscher, Regenmacher und Gaukler vorzustellen" (S.18).

Der Medizinmann Tatellah Satah steht in 'Winnetou IV' für die Menschheitsseele wie Marah Durimeh in den Orienterzählungen. Darum mußte Karl May die Stellung und Bedeutung des Medizinmannes überhöhen, und die Medizinen selbst werden zum Symbol: "Alles, was mit ihrer Religion, ihrem Glauben und ihrem Forschen nach ewigen Dingen in Beziehung stand, wurde als 'Medizin' bezeichnet" - "Sie verbanden (damit) ... den Begriff des Wunders, des Segens, der göttlichen Liebe und des für die Menschen unbegreiflichen Geheimwirkens in heiligster Verborgenheit" (S.18). Die Medizinen stellten bei den Indianern die Verbindung zur jenseitigen Welt her, waren sichtbare Zeichen des göttlichen Schutzes. May geht noch weiter: Die Medizinen, die höchsten Werte, ohne die die Seele schutzlos im Jenseits ist, werden zum Symbol des göttlichen Teils der Menschen, zum Symbol der Seele: Die Menschheitsseele ist der Bewahrer der grossen Medizin, diese Gleichung zeigt es deutlich. Und der Zweikampf zwischen Old Shatterhand und den Häuptlingen findet nicht statt, weil die Indianer andernfalls ihre Seelen zerstören würden.

Wieder werden religiöse Vorstellungen der Indianer für weltanschauliche Aussagen Mays verwendet, indem sie, abgewandelt, Symbolwert erhalten. Ähnlich ist es ja auch bei Mays Angaben

über das Clan-System (S.165 ff). Ausgehend davon, daß die Zersplitterung bei den Indianern "am allerweitesten getrieben" wurde, schreibt May, daß die "großen Medizinmänner der Vergangenheit" bemüht waren, dem Zerfall in immer kleinere Nationen entgegenzuarbeiten, in theologischer Weise und in sozialer: "Der theologische Weg der Vereinigung lag im Gedanken 'Großer Geist'. ... Die Forschung hat gezeigt ..., daß der echtblütige Indianer gläubiger Monotheist war und sich dabei glücklich fühlte, bis die zersetzende Vielgötterei sich von außen her tief in sein Inneres bohrte .." Der Grundgedanke in 'Winnetou IV' ist die Heraufführung eines neuen Reiches Dschinnistan am Mount Winnetou, des Zeitalters vor dem Zerfall der Brücke nach Asien, d.h. vor dem Abreißen der Verbindung mit dem Göttlichen. Erneut wird die indianische Religion in das Programm einbezogen: Dschinnistan - Ardistan = Dschinnistan und Monotheismus = Polytheismus - Monotheismus.

Und entsprechend ist es bei Mays Ausführungen über den sozialen Weg, den Weg des Clan-Systems, das es so, wie er es beschreibt, nie gab. Abgesehen davon, daß nur ein Teil der Indianer ein ausgeprägtes Clan-System besaß, gab es weder einen Clan der Wahrhaftigkeit oder der Treue noch der Wohltätigkeit oder Ehrlichkeit (S.166), sondern die Clans waren eben Verwandtengruppen, die ihre Abstammung von einem gemeinsamen Ahnen - nach den Vorstellungen der Indianer einem Tier, dem Totem-Tier - herleiteten. Bei Irokesen oder Nordwest-Indianern konnten diese Clans durchaus segensreich wirken, weil sich Indianer, die einem Clan gleichen Namens, aber einem anderen Stamm angehörten, gegenseitig unterstützten. Karl May aber gibt seine Erläuterungen im Hinblick auf den Winnetou-Clan und die Einrichtung des Reiches Dschinnistan als Endziel am Mount Winnetou. Bei der Interpretation von 'Winnetou IV' steht an untergeordneter Stelle, ob Karl May indianische Vorstellungen richtig wiedergab, wichtig dagegen ist, zu untersuchen, wie er sie abwandelte und warum.

So belegt auch eine Betrachtung des Verhältnisses Mays zur indianischen Religion, daß man sein Werk nicht nach seinem ethnologischen oder ethnographischen Gehalt sehen darf. Alle seine Werke lassen sich - wohl je verschieden in Grad und Rang - als Spiegelbilder seines Lebens, seiner Überzeugungen, seines Weltbildes oder der Entwicklung seiner Persönlichkeit begreifen - und das erfordert bei der Beurteilung andere Kriterien.

Danken möchte ich Herrn Alfred Schneider und Herrn Hans Wollschläger, die mir die notwendigen Originaltexte zur Verfügung gestellt haben.

Anmerkungen:

1) Hans Wollschläger, Karl May, Reinbek 1965, S.123
2) Karl May, Winnetou III, Freiburg 1893, S.424/25
3) Über die indianischen Religionen vergleiche man:
   Oliver La Farge, Die große Jagd, Olten 1956
   Eva Lips, Das Indianerbuch, Leipzig 1964
   Wilhelm Pferdekamp, Die Indianer-Story, Stuttgart-Hamburg 1967
   Meine Darstellung folgt der Abhandlung von Diamond Jenness, The Indians of Canada, Ottawa 1963, S.167 - 185

4) "Personifikation ... von Kräften, die als Ausstrahlung irgendeiner höheren Kraft aufgefaßt wurden". (Jenness a.a.O. S. 171).
5) Jenness a.a.O. S.171
6) Jenness a.a.O. S.313
7) Lips a.a.O. S.83
8) Wäscha-kwonnesin, Männer der letzten Grenze, Stuttgart, 12.Auflage, S.192
9) Er betrachtet sie als Gaukler. Dies zeigt u.a. die Szene in 'Winnetou I', als Old Shatterhand mit Winnetou, dessen Vater und Schwester die Mescalero verläßt, um in den Osten zu reiten, und der Medizinmann beim Abschied Prophezeiungen macht, die von denen Sam Hawkens` noch als Ulk über - troffen werden.
10) Volker Klotz, Durch die Wüste und so weiter, zuerst in Akzente (1962/4), Abschnitt: Ethos und Quantität
11) Wollschläger a.a.O. S.123
12) Karl May, Winnetou IV, Freiburg 1910, S.359
13) Angemerkt werden muß u.a., daß nicht die Indianer ihre Zaubermänner Medizinmänner nannten, sondern die Weißen. Auch wurde ja wohl das Heiligste der Indianer durch die Benennung höchstens in den Augen der Weißen entwürdigt. Und: Waren die Vorzüge der Weißen wirklich so groß, wie May schreibt ?

Hanootto Hatzig:

Winnetou macht sich selbständig

Zur Erinnerung an den ersten Winnetou-Darsteller Hans O t t o

Wenn 'vintu' in der Sprache der Digger-Indianer soviel wie 'Indianer' bedeutet, wie die Sprachforscher festgestellt haben, (Prof.Plischke in Mitt.Bl.Nr.4, S.11), entspricht das letztlich doch dem Willen Karl Mays, der im Vorwort des ersten Winnetou - Bandes sagte:

> "Ihm (Winnetou) will ich hier das wohlverdiente Denkmal setzen, und wenn der Leser, welcher es mit seinem geistigen Auge schaut, dann ein gerechtes Urteil fällt über das Volk, dessen treues Einzelbild der Häuptling war, so bin ich reich belohnt."

Man beobachte beispielsweise, wie für Kinder, die des Lesens noch nicht mächtig sind und die von Karl May noch nie etwas gehört haben, sofern ihnen schon ein Begriff vom Indianer zueigen ist, Winnetou und der Indianer ein und dasselbe bedeuten.

Und das nicht nur bei leseunkundigen Kindern. Als vor Jahren der bis dahin völlig unbekannte Schauspieler Pierre Brice aufgrund seiner Winnetou-Darstellung in mehreren Karl-May-Filmen über Jahre hinaus etliche Beliebtheitstrophäen, wie den 'Bambi' und den 'Otto' gewann, so waren das keinesfalls alles Karl-May-Leser, denen er diese Preise zu verdanken hatte (so viele Karl-May-Leser gibt es garnicht, ist man versucht zu sagen !).

Pierre Brice hatte einen Winnetou verkörpert, der gegenüber dem gesamten sonstigen Personale (mögen die Schauspieler auch bekannt, beliebt und erfahren in ihrem Fach sein), am genauesten den Vorstellungen Mays entsprochen haben dürfte. War das sein Erfolg ? Ich meine ja. Er entsprach der überlieferten Winnetou-Vorstellung, die selbst bei den Jugendlichen vorhanden ist, die Karl May niemals gelesen haben.

Pierre Brice hat seinen Erfolg nicht ohne Grund errungen. Er wußte, was er zu gestalten hatte. Wenn man den Interviews glauben darf (ich zitiere nach dem SPIEGEL 48/1965), betrachtete er den Winnetou als die "Aufgabe seines Lebens" und las alles, was er von Karl May bekommen konnte. Bei Winnetous Tod, "ich gestehe es Ihnen, habe ich geweint - in meinem Alter !" Er kritisierte übrigens auch scharf - und selbstverständlich ohne Erfolg - die Drehbücher. Die Deutschen, sagte er, haben "Angst vor Gefühlen". "Warum wehrt man sich in Deutschland gegen Sentimentalität ?"

Das Material über Pierre Brice und die Karl-May-Filme der 60er Jahre ist immerhin noch zugänglich. Ähnliche Erscheinungen, die man bei späteren soziologischen Untersuchungen mit beachten und berücksichtigen möge, gab es aber auch früher schon, doch wurden sie fast vergessen.

Darum sei an dieser Stelle an den ersten Winnetou-Darsteller - 1929 in Berlin - erinnert, einen Schauspieler von hohem Rang, der, hätte man ihm nicht das Leben genommen, heute ein Begriff wäre wie Josef Kainz oder Fritz Kortner.

Der Schauspieler Hans O t t o wurde am 10.8.1900 in Dresden geboren, kam über Frankfurt a.M. und Hamburg nach Berlin, zuerst zu Viktor Barnowsky, dann zu Leopold Jessner ans Staatstheater. Er spielte u.a. den Prinzen von Homburg, den Fiesko, den Prinzen in Lessings "Emilia Galotti", den Don Alvaro im "Richter von Zalamea" (mit Heinrich George), den Max Piccolomini (mit Werner Krauss als Wallenstein) und den Egmont alternierend mit Rudolf Forster.

"Er war einer der talentvollsten Künstler des Berliner Staatstheaters ... , ein wahrhaft liebenswürdiger Mensch, warmherzig und hilfsbereit, bezwingend in seiner Kunst" (Hugo Gau-Hamm). Sein 'Winnetou' "war wirklich schön und edel ... er hatte das Geheimnisvolle, Adlige, Beschattete, worauf es am meisten ankommt" (Carl Zuckmayer). Ottos Partner waren, unter der Regie von Barnowsky, Ludwig Körner als Old Shatterhand und Felix Bressart als Sam Hawkens.

Ich zitiere weiter aus Margrit Lenk und Jutta Wardetzki: Hans Otto, der Schauspieler (Seite 275):

"Trotz der Widersprüche, die es für Hans Otto im bürgerlichen Theater gab, erlangte er in Berlin sofort bedeutende künstlerische Erfolge. Nur wenige Rollen,die er bei Barnowsky spielte, sind allerdings bekannt: Er spielte den Winnetou (vorwiegend in Vorstellungen für den Theaterverband höherer Schulen) und neben Elisabeth Bergner als Rosalinde wieder den Orlando in Shakespeares 'Wie es euch gefällt'. In der Spielzeit 1930/31, als Hans Otto bereits am Staatstheater engagiert war,holte ihn Barnowsky noch einmal als Gast in 'Amphitryon 38' von Giraudoux. ...

Den Winnetou spielte Hans Otto mit 'junger spielerischer Freude' und mit ernsthaftem künstlerischen Einsatz. 'Diese Haltung', schrieb Armin-Gerd Kuckhoff, 'dieses Für-Vollnehmen,das so oft den von Berufsschauspielern für die Jugend veranstalteten Aufführungen fehlt, die,ach so oft, geschludert, ja dilettantisch hingeworfen werden, dieses Ernstnehmen spürte auch die Jugend im Zuschauerraum, wenn er für sie, ja nur für sie,spielte'. So wurde der Winnetou für das jugendliche Publikum zur Verkörperung echten Heldentums. Stapel von begeisterten Briefen und Autogrammbitten erreichten Hans Otto ... .

Der Glanz, mit dem Hans Otto dieses Berliner Debüt bestand, wurde von vielen Kritikern bestätigt. 'Ohne Tamtam, ohne daß die sonst so laute Reklametrommel auch nur leise gerührt wurde ...' schrieb der Schauspieler Paul Bildt, stand neben 'der gefeierten Schauspielerin ... mit lächelnder Selbstverständlichkeit ein Jüngling - ein Mann auf der Bühne und zog Frauen und Männer, ohne verstimmende Bemühung, ohne verletzendes Werben, nur durch die Auswirkung seines lauteren Seins und die verantwortliche Gestaltung seiner Rolle in seinen Bann' ..."

Mit welcher Liebe Hans Otto seine Rollen durchdachte und erarbeitete, dafür möchte ich als Beispiel seine Rollengestaltung aus dem Stück 'Die endlose Straße' zitieren (Lenk-Wardetzki, Seite 282-83):

"Hans Otto spielte in dem Stück den Musketier Schmidt, einen Feigling und Drückeberger vor dem Fronteinsatz, wie es die Autoren (Graff/Hinze) wollten. Hans Otto funktionierte, wie Zuschauer berichteten, dieses charakterliche Negativum in ein politisches Positivum um: er versuchte, einen Menschen zu spielen, der nicht als menschlicher Schwächling, sondern als politischer Deserteur vor dem Krieg flieht. Als Schmidt und sein Kamerad einem 'Etappenhengst' von der Frontlage berichteten, von Hunderten von Toten, dem Trommelfeuer, den zerstörten Gräben - da lag in Schmidts Worten mehr Anklage als Prahlsucht, wie es die Rolle verlangte ..."

Eine solche Methode - wie auch die begeisterten Worte Zuckmayers über Ottos Darstellung - lassen etwa erahnen,wie Otto sich den Winnetou erarbeitet haben mag: sicherlich war er von der Menschlichkeit seiner Figur, dem edlen Sohn eines der Ausrottung preisgegebenen Volkes bis ins Innerste überzeugt.

Hans Otto war, was bei Schauspielern selten ist, ein politisch denkender Mensch, darüber hinaus gehörte er der kommunistischen Partei an. Als im März 1933 alle politisch "falsch engagierten" und mit jüdischer Abstammung behafteten Schauspieler aus dem Staatstheater entlassen wurden, glaubte Otto, die spontanen Angebote aus Prag, Wien und Zürich ablehnen zu müssen. So nahm das Verhängnis seinen Lauf. Am 13. November 1933 wurde er von SA-Leuten verhaftet, fast zu Tode geprügelt und aus einem Fenster auf die Straße geworfen. An den Folgen eines mehrfachen Schädelbruchs verstarb er am 24. November 1933 in einem Berliner Krankenhaus.

"Als im Jahre 1938 das staatliche Schillertheater mit dem "Richter von Zalamea" in Prag gastierte, jener Vorstellung, in der Hans Otto einst aufgetreten war, da fielen während der Vorstellung Hunderte von Flugblättern von den Rängen ins Parkett, -

Flugblätter mit der Frage: 'Heinrich George, wo ist dein Kollege Hans Otto ?' Radio Moskau brachte einen 'Offenen Brief' von Bert Brecht an Heinrich George mit derselben Frage." (Lenk - Wardetzki, Seite 326).

Es wäre nicht angängig, von der Tatsache, daß Hans Otto einmal einen großartigen Winnetou gespielt hat, allein zu sprechen. Es war vielmehr notwendig, auch die Zusammenhänge zu sehen. Deshalb habe ich - über den einen Berührungspunkt mit Karl May hinaus - die ganze Lebensgeschichte Hans Ottos skizziert, der im vergangenen Monat August 70 Jahre alt geworden wäre.

Literatur:

1. Hugo Gau-Hamm: in "Das Gewissen entscheidet", herausgegeben von Annedore Leber, Büchergilde Gutenberg 1962
2. Carl Zuckmayer: in 'Vossische Zeitung' vom 6.Dezember 1929, Morgenausgabe; nachgedruckt im Karl-May-Jahrbuch 1931, Seite 300 ff ("Winnetou auf der Bühne")
3. Margrit Lenk und Jutta Wardetzki: in "Schriften zur Theaterwissenschaft", herausgegeben von Rolf Rohmer, Band 4, Henschel-Verlag, Berlin 1966. Die darin enthaltenen Zitate von Kuckhoff und Paul Bildt entstammen dem Buch: "Hans Otto, Gedenkbuch für einen Schauspieler und Kämpfer", herausgegeben von Armin-G.Kuckhoff, Henschel & Sohn, Berlin 1948.
4. Bert Brecht: "Offener Brief an Heinrich George" 1933, in Ges.Werke Band 15, Schriften zum Theater 1, S.229 - 234, Suhrkamp-Verlag, Frankfurt a.M. 1967

==========

ERSTE STIMMEN ZUM 'JAHRBUCH 1970'

Pfarrer Höck, Itter (Tirol):

"... ich bin mit der Art dieser Publikation voll und ganz einverstanden ! Man erfährt viel Neues und Neugesehenes über unseren Karl May. ... Es ist eine wahre Freude, nun auch wissenschaftlich verläßliche Arbeiten und Forschungsergebnisse vorliegen zu haben. ..."

Fritz Maschke, Zeiskam:

"Das Jahrbuch ist das Ergebnis einer sehr guten Arbeit. Es bietet viel und vielerlei Wichtiges und Interessantes. Ein ausgezeichneter Anfang, der besten Fortgang verspricht. ..."

Hans-Gerd Röder, Buchschlag:

"Das Jahrbuch ist wirklich eine große Überraschung geworden. Ich begrüße besonders, daß eine so solide, schöne äußere Erscheinungsform gewählt wurde. ... Wenn man das Jahrbuch mit den anderer Gesellschaften vergleicht, ... so kann man wirklich sehr erfreut sein. ..."

Alfred Koch, Strasbourg:

"Der Artikel des ersten Jahrbuches betreffs die deutsch-französische Verständigung hat mich selbst tief bewegt. ..."

BILDER AUS DEM WILDEN WESTEN

Die „Saloons" und Bars waren damals noch recht einfach und primitiv.

James Fennimore Cooper, Friedrich Gerstäcker, Karl May waren es vornehmlich, die mit ihren Romanen das Interesse am Wilden Westen in aller Welt weckten. Das Vorbild von Coopers Lederstrumpf ist Daniel Boone, ein Kentucky-Pionier, der bis 1800 lebte.

Aus Kentucky stammt auch eine der ältesten und bekanntesten Whiskeymarken der Welt: Jim Beam. Boone wird ihn sicher noch gekannt haben, denn Jim Beam Whiskey, mit seinem angenehmen, unverwechselbaren Geschmack, gibt es seit 1795.

JIM BEAM
175 JAHRE
KENTUCKY STRAIGHT
BOURBON WHISKEY

WEINBRENNEREI SCHARLACHBERG · IMPORTABTEILUNG BINGEN/RH.

Hainer Plaul, Berlin:

Nochmals: Die „Frühreisen"

Die Frage nach Mays Frühreisen bzw. seinen Aufenthalten in der Zeit von Ende Oktober 1862 bis Anfang Juli 1864, von Mitte Juli bis Mitte Dezember 1864 und von Anfang November 1868 bis Ende März 1869 gehört zu den Interessantesten und reizvollsten Themen der May-Forschung. Nicht nur deshalb, weil eine gesicherte Antwort auf diese Frage - wie auch immer sie ausfällt - wichtige Hinweise liefern könnte auch zur Erklärung seines literarischen Werkes, sondern weil gerade diese drei Abschnitte seines Lebens quellenmäßig noch immer zu den lückenhaftesten und damit zu den sogenannten "dunklen" Zeiträumen in seiner Biographie gehören. So ist es verständlich, wenn über diese Frage immer wieder und bis in die Gegenwart hinein reflektiert wird. Doch der Mangel an Dokumenten birgt bekanntlich auch die Gefahr in sich, umzuschlagen in einen Mangel an überzeugenden Argumenten. Und wie leicht können aus Hypothesen Spekulationen werden.

May hat, wie wir wissen, die Frage nach seinen Frühreisen immer positiv beantwortet, obwohl seine vielen Prozesse auch nicht das geringste Indiz dafür beigebracht, sondern - im Gegenteil - die dort erfolgten Enthüllungen seines Vorlebens den möglichen Zeitraum sogar noch ganz erheblich verdichtet haben. Der einzige bisher öffentlich vorgetragene Anhaltspunkt für eine mögliche frühe außereuropäische Reise Mays, und zwar für eine eventuelle Amerikareise in der Zeit zwischen Ende Oktober 1862 und Mitte 1864 stützt sich bekanntlich auf eine Aussage des Tischlergesellen Carl Traugott Urban, die später von seinem Sohn Gustav Urban veröffentlicht worden ist. 1) Der "Kernpunkt" dieser Aussage besteht darin, daß auf Grund überraschend richtiger und präziser Informationen Mays, die dieser 1864 dem Handwerksgesellen Carl Traugott Urban mitgeteilt habe - beide seien sie zu dieser Zeit zusammen durch die Schweiz und durch Südfrankreich gewandert -, die "Herstellung der abgerissenen Verbindung mit amerikanischen Urbans" geglückt sei. 2)

Nach der neuesten Mitteilung von Amand v. Ozoroczy (Mitt.Bl.3, S.8) soll Carl Urban präzis am 1.9.1864 in Zürich mit Karl may zusammengetroffen sein (der Sohn Gustav Urban gibt in seinen allerersten Publikationen zu diesem Thema - KMJB 1922 und 25 - lediglich das Jahr 1864 als Zeitpunkt der Begegnung an). Demnach müßte also diese mögliche erste Amerikareise Mays v o r diesem Datum stattgefunden haben. Folgerichtig erklärt deshalb A.v.Ozoroczy (Mitt.Bl.4, S.23): "Gleich für den ersten Amerika-Aufenthalt haben wir fast das ganze Jahr 1863 zur Verfügung .." bzw. (Mitt.Bl.3, S.8) wenigstens die Zeit zwischen März und November 1863. Dem schließt sich auch Karl Guntermann an. 3) Das jedoch ist ein Irrtum und der eindeutige Beweis d a g e g e n dürfte noch sensationeller sein als der Fred-Summer-Brief vom 29.6.1865, weil er den nämlich als Beleg außer Kraft setzt. Um allen möglichen Zweifeln an der Echtheit dieses Beweises vorzubeugen, sei das Dokument in Faksimile wiedergege -

ben. Es entstammt dem "Confitentenbuch Ernstthal 1859 ff. Loc. 17" 4) und belegt eindeutig, daß Karl May am 5. Sonntag nach Trinitatis 1863 - also am 5. Juli - noch in seinem Heimat - ort Ernstthal anwesend war. Und um der Vermutung, er könne sich ja dann immerhin zwischen März und Juli 1863 auf einer Auslandsreise befunden haben, keinen Raum zu geben sei gesagt, daß sich ein ähnlicher Beleg auch für diese Zwischenzeit ge - funden hat, wie überhaupt sichere Unterlagen dafür vorhanden sind, daß er nach seiner Chemnitzer Haft zumindest bis Anfang Juli 1863 sich in bzw. um Ernstthal aufgehalten hat. Doch darüber - wie auch zur Frage einer möglichen Schweiz- und Südfrankreich- (oder gar Tunis-) Reise - später in einem abge - rundeten, größeren Beitrag.

Subjektiv waren Gustav Urban und sein Vater sicherlich wirk - lich fest der Überzeugung, daß jener schweizerische wandergefährte Carl Urbans von 1864, Carl May (oder Mai: so selten ist dieser Name nun auch wieder nicht), mit jenem Schriftsteller Karl May identisch war; objektiv aber dürften sich beide nach allem, was die Forschung bis heute beizubringen vermocht hat, mit ziemlicher Sicherheit geirrt haben. Möge diese Vorauspu - blikation des Dokumentes mit dazu beitragen, die künftige Forschung auf das Wahrscheinliche und nicht auf das Unmögliche zu konzentrieren.

Anmerkungen vom Verfasser:

1) KMJB 1922, S. 153 - 161, sowie KMJB 1925, S. 76 - 84

2) Ozoroczy, Amand v.: Zum Thema: Frühreisen. Mitt.Bl.4, S. 23

3) Guntermann, Karl: Zum Thema: Frühreisen. Mitt.Bl.4, S. 24 - 25
In seiner Zeitangabe dürfte allerdings entweder ihm ein Versehen oder bei der Abschrift des Manuskriptes ein Tippfehler unterlaufen sein, wenn es auf S.24 heißt: "Prakti - sche Bedeutung kommen nur den Monaten nach seiner ersten Gefängnisstrafe zu: also ab Ende 63 ...". Gemeint ist of - fenbar richtig: ab Ende 1862

4) Dieses Dokument verdankt seine Existenz jener kirchenbe - hördlichen Anordnung, wonach alle Gemeindemitglieder, die sich zum hl. Abendmahl eingefunden haben, in ein sogenanntes "Confitentenbuch" einzutragen waren.

Den Hinweis auf dieses Buch habe ich von Herrn Dr.phil.Karl Streller, Hohenstein-Ernstthal, erhalten, dem ich dafür an dieser Stelle nochmals sehr herzlichen Dank sagen möchte. Dies um so mehr, als die Durchsicht dieser Quelle tatsächlich den erhofften Erfolg hatte.

35., Christian Wilhelm Friedr.
36., Friedrich Wilhelm August.
37., Carl Eugen L.

Zus. 3, 30.

474 M. 601 M. 1075 Mk.
16. 21. = 37. 5/8 Sgr.
490 M. 622 M. = 1112 Mk.

Z.B.M. 1863

Dom. v. post Trinit., 9. 5/9.

1., Christian Marie Theodor.
2., Karl Friedrich Otto. L. 58.
3., Friedrich Hermann
4., Christian Wilhelm } Bad Oeynh.
5., Christian Friedrich Eugen M.D.
6., Karl Wilhelm
7., Christian Louis } Zwischg.
8., Karl Wilhelm L. 60.
9., Theodor Hermann Eugen L. 59
10., Hermann Otto Theodor L. 59.
11., Marie
12., Alma } Rifo.
13., Wilhelmine Theodor.
14., Christian Wilhelmine Theodor.
15., Wilhelmine Dor. L. 62.
16., Gustav Adolf Gustav Stuttgart.
17., Augusta Theodor L. 61.
18., Friedrich Wilh. } Bad
19., Christian Martin
20., Marie Friedrike Bad.
21., Christian Friedrich Wilhelm.

Archiv: Hainer Plaul, Berlin

PECUNIA GMBH

2 Hamburg 13

Rothenbaumchaussee 17 · Tel. (0411) 4105802

Als eine unabhängige Gesellschaft für Vermögensbildung und - Beratung gewährleisten wir eine

objektive und fachgerechte Beratung in allen Vermögensfragen.

Innerhalb unserer Organisation ist jeder Mitarbeiter ein Spezialist für

STEUERBEGÜNSTIGTE ANLAGEN

DEUTSCHE AKTIEN

INTERNATIONALE AKTIEN

DEUTSCHE INVESTMENTFONDS

US - INVESTMENTFONDS

INTERNATIONALE INVESTMENTFONDS

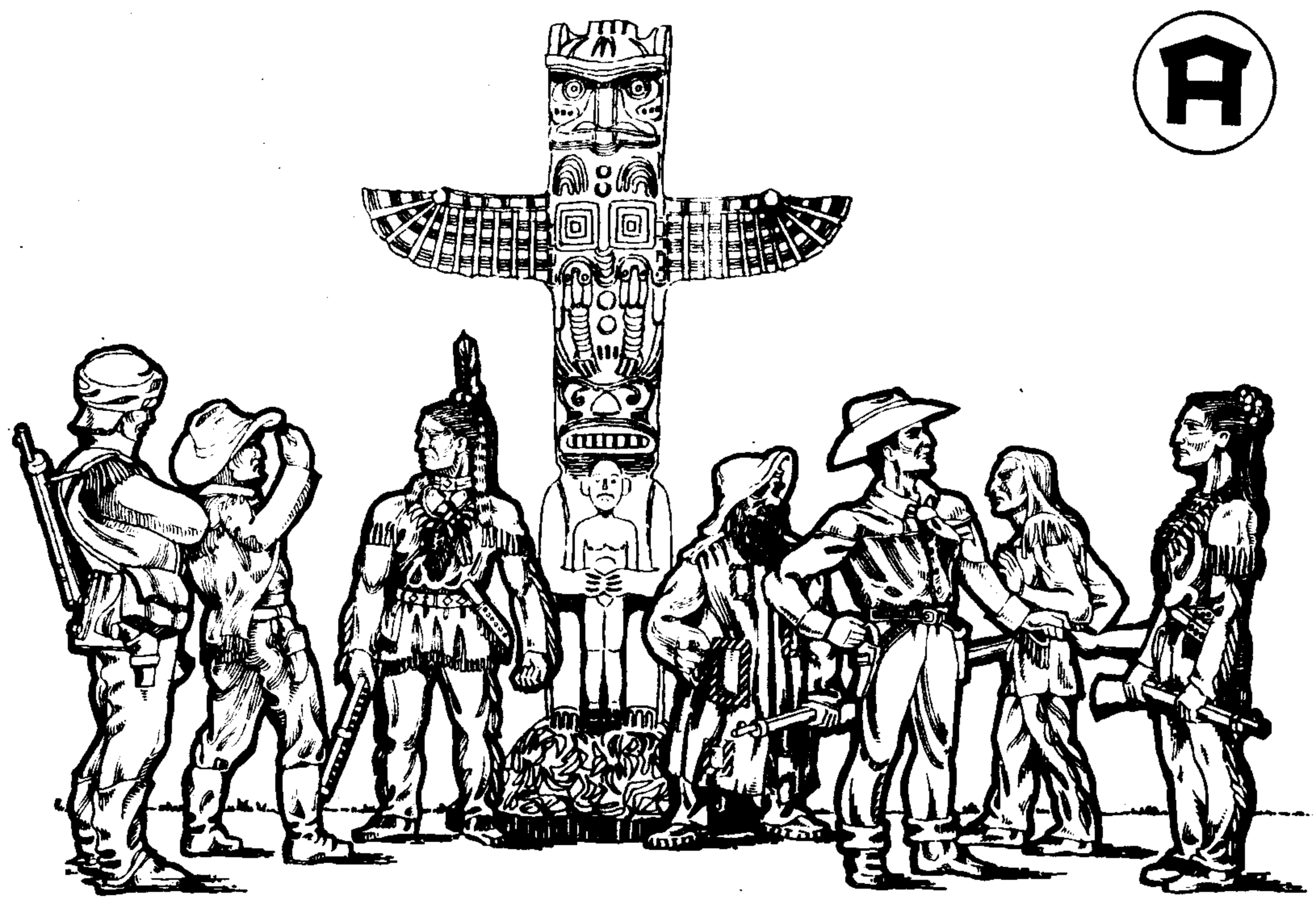
Für bestehende Wertpapierdepots erstellen wir gern unverbindlich für Sie

eine kostenlose Analyse.

Richten Sie Ihre Anfrage vertrauensvoll an unseren Geschäftsführer

Herrn Uwe R o x i n .

(Nehmen Sie, bitte, Bezug auf diese Anzeige.)



KARL-MAY-Figuren Von Künstlerhand geschaffen, handbemalt

Elastolin

Dazu auch Pierre Brice als WINNETOU
und Lex Barker als OLD SHATTERHAND

Hinweis für die Karl-May-Freunde:
Das HAUSSER-ELASTOLIN-Programm
umfaßt ein umfangreiches Sortiment
an Indianern, Cowboys, Karl-May-Figuren,
dazu Blockhaussiedlungen,
Ranches, Wild-West-Gebäude

Aus:

Deadly dust.

Ein Abenteuer aus dem nordamerikanischen Westen von **Karl May.**

Die Comanchen hatten sich in zwei Parteien getheilt, welche sich gegenseitig zu bekämpfen schienen, bald in geschlossener Truppe, bald aufgelöst im Einzelkampfe, und zeigten dabei eine Ausdauer und Behendigkeit, welche einen europäischen Zuschauer in das höchste Erstaunen versetzen mußten. Bei ihnen gab es keinen Sattel und auch nicht das gewöhnliche Zaumzeug. Sie binden eine Decke, ein Fell oder eine Matte auf den Rücken ihres Thieres. An jeder Seite dieses Felles ist ein breiter und sehr starker Riemen befestigt, welcher über den Nacken des Pferdes gelegt wird und dazu dient, den Arm hindurchzustecken, wenn der Reiter sich auf die eine oder andere Seite des Pferdes legen will, während er mit einem Fuße an dem Rücken desselben hängen bleibt. Diese eigenthümliche Sattelung und die große Uebung macht es diesen wilden Reitern möglich, das Thier als Schild zu gebrauchen, es zwischen sich und den Feind zu bringen und doch Freiheit und Bewegung genug zu haben, um über den Rücken des Pferdes hinweg oder unter dem Halse desselben hindurch den Pfeil auf den Gegner zu schnellen oder ihm, falls sie mit einem Feuergewehre bewaffnet sind, eine Kugel zuzuschicken. Diese Krieger sind dabei so außerordentlich gewandt, daß sie sich, je nach dem es erforderlich ist, bald auf die rechte und bald auf die linke Seite des Thieres werfen und zugleich eine Leichtigkeit und Schnelligkeit entwickeln, die einem Kunstreiter Ehre machen würden.*)

---

*) Ich habe während einer Büffeljagd einen Verwandten des Häuptlings Winnetou, nämlich einen jungen Apachen, beobachtet, welcher sich einen riesigen Bullen ausgesucht hatte, den er mit großem Geschick von der Herde trennte. Er war nicht mit einer Büchse, sondern mit Köcher und Bogen bewaffnet, was Manche für einen Nachtheil halten, ich aber vorziehen würde, da die Kugel oft nicht das dicke Fell des Büffels in der Weise durchdringt, daß sie bis zum Herzen gelangt, sondern platt gedrückt wird, so daß sie ermattet und auf dem Wege zum Herzen sitzen bleibt; der elastische Pfeil dagegen dringt auf der einzigen Stelle, wo eine Verwundung tödtlich wirkt, nämlich dicht hinter den Schultern, grad da, wo die Mähne aufhört, sicher bis zum Herzen ein. Wird der Büffel hier nicht gut getroffen, so gibt es nur noch einen Büchsenschuß in's Auge, wenn nicht Roß oder Reiter, vielleicht auch Beide verloren sein sollen. Der Pfeil des jungen Apachen traf falsch, und der Bulle wandte sich wüthend gegen ihn; das Pferd suchte zu entkommen, doch der Büffel erreichte es. Im Nu stand der Reiter auf dem Rücken seines Thieres; der Bulle senkte sein Horn und riß dem Pferde den Leib auf. In diesem Augenblick sprang der Apache von dem Rücken desselben hinüber auf den des Büffels, warf sich im Stehen den Bogen über und zog das Messer; dann ließ er sich in die reitende Stellung niederfallen und stieß dem Büffel das Messer zwischen den letzten Halswirbel und den Kopf. Während dem hatte sich der Bulle der Herde wieder angeschlossen; ehe er stürzte, sprang der Apache auf eine Büffelkuh und dann auf einen Stier, beide in derselben Weise tödtend, wie seine erste Beute. Und dieser muthige und gewandte Jäger war erst siebzehn Jahre alt. Ich habe es versucht, während des Reitens mich längs der Seite des Pferdes zu legen, und es nur mittels der Steigbügel fertig gebracht, was allerdings auch schon ein Vortheil ist; ich habe mich in dieser Lage auch im Schießen geübt und zwar sowohl mit der Büchse als auch mit Pfeil und Bogen, aber — rennweg wie ein Knabe geschossen. Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr, und zu solchen Stücken gehört ein Pferd von ächter, ausgezeichneter indianischer Dressur, wie es nur in der Savanne zu finden ist.

KARL MAY und GEORGE CATLIN: eine Hypothese.

Anmerkungen zu dem auf S.18 faksimilierten May-Text.

Eine der frühesten größeren Arbeiten seiner literarischen Laufbahn schrieb Karl May für den "Deutschen Hausschatz in Wort und Bild" (Regensburg: Pustet, VI. Jahrgang 1879/80, Nr. 28 - 42), es ist dies die umfangreiche Winnetou-Geschichte "Deadly dust", deutsch: 'Tödlicher Staub'. Als er ein Jahrzehnt später daranging, die Winnetou-Trilogie für die Freiburger Buchausgabe von 1893 einzurichten, übernahm er den Text in den 3. Band, dort füllt er die Seiten 1 bis 353, die ersten vier Kapitel.

Bei der Niederschrift dieser Abenteuergeschichte hat Karl May offensichtlich nicht geplant, 'seinen' roten Freund in späteren Erzählungen auftreten zu lassen, denn der Schluß dieser Erzählung lautet:

> "Als ich das Thal erreichte, stand er (Winnetou) noch immer oben, mich mit seinem Falkenauge verfolgend. - -
> Und so steht er noch heut in meiner Erinnerung und wird nie darin verlöschen, er, der edle Typus einer dem Untergang geweihten Rasse, der meine innigste Theilnahme gehört."

Zwar hat May hier das Thema vom edlen Wilden Winnetou bereits angeschnitten, aber in der Ausführung deutet so gut wie nichts darauf hin. der "Rote Gentleman" könnte einmal zur Zentralgestalt zahlreicher Wild-West-Geschichten werden, von Karl May dann allerdings zum großen Helden stilisiert.

Für die Inhaltsform der 'Freiburger Fassung' paßt die Erzählung vom 'Tödlichen Staub' samt Winnetou-Charakterisierung indes nicht fugenlos, und darum mußte manches geglättet, d.h. umgeformt und weggelassen werden.

So entfiel auch ein kurzer Text, der im VI. Hausschatz-Jahrgang als umfängliche Fußnote auf der Seite 554 erscheint - hier faksimiliert wiedergegeben.

Das ist eigentlich eine treffliche, runde Skizze. Sie gibt mir Anlaß zu folgender Spekulation:

Die Americana-Sammler ("Indianer") unter den May-Freunden kennen den amerikanischen Maler George Catlin. Sein Buch: Die Indianer Nord Amerikas und die während eines achtjährigen Aufenthalts unter den wildesten ihrer Stämme erlebten Abenteuer (erschienen in Brüssel und Leipzig 1848) - heute ein begehrter und von Antiquariaten selten angebotener Titel - hat May als junger Mensch - im Seminar, in einer Haftanstalt ? - wahrscheinlich gelesen. In seiner Bibliothek ist es zu finden, jedoch in der späteren Ausgabe von 1884 (KMJB 1931, S.231). Eine der "unübertrefflichen" Bildtafeln (H.Berghaus), die Catlins Erlebnisbericht anreichern - handkolorierte Holzstiche, die nach seinen großen Gemälden für die Drucklegung eigens gefertigt wurden -, trägt die Unterschrift: 'Kühnheit und Geistesgegenwart der Indianer auf der Büffeljagd'. Die Tafel zeigt einen Indianer, der in vollem Dahinjagen über die Grassteppe von seinem Pferd auf einen Bison hinüberspringt: eine von Catlin packend dargestellte Situation. In ihrer bildlichen Gestaltung entspricht sie

ziemlich genau der Schilderung, die Karl May für die Geschichte vom "Tödlichen Staub" entworfen hat.

Ein schönes Beispiel dafür, daß May nicht nur Motive und Stoffe literarischer Vorlagen übernahm, etwa von Armand oder Mayne-Reid, sondern daß er sich für manche seiner Romane auch von solchen bildnerischer Art bewegen ließ.

Heinz Neumann

Rainer Jeglin:

Karl May und die Armenier

Einer der unerfreulichsten Aspekte bei der Lektüre einer Karl - May-Geschichte ist das hier und da auftretende Vorurteil gegenüber einzelnen Völkern, Rassen, Religionen und einigen christ - lichen Konfessionen, sowie die, vornehmlich in den Werken der ersten und zweiten Schaffensperiode gar nicht einmal so seltene nationale Hybris. Erst in der dritten Schaffensperiode milderte sich diese Überheblichkeit, wechselte über in verstehende Liebe und Achtung, ganz nach christlichem Ideal.In seinen weltbekannten Werken,jenen 'Reiseerzählungen', die Mays Ruhm begründeten, bleibt jedoch dem Leser oft ein zwiespältiger Eindruck von diesem Problem. Haß bzw. Ressentiments stehen da oftmals neben Liebe.

Geradezu unangenehm aber sind die Sätze und Meinungen, die May über das kleine und stets unschuldig verfolgte Volk der Armenier schrieb. Gleich zu Beginn der Erzählung "Der Kys-Kaptschiji" (Bd.23, S.309-10, 226.-235 Aufl.) läßt sich May über die Arme - nier im allgemeinen sowie im besonderen aus: "... Die stark entwickelten Kauwerkzeuge und das breit vortretende Kinn ließen auf Egoismus, Rücksichtslosigkeit und überwiegend tierische Affekte schließen, während die obere Hälfte des Gesichts eine bedeutende, absichtlich verborgene Verschlagenheit verriet. Wenn dieser Mann nicht ein Armenier war, so gab es überhaupt keine Armenier!"

Überaus geschickt im übrigen die aparte Beschreibung eines einzelnen Armeniers mit dem vielbedeutenden und übelst generalisierenden Satz zu verbinden: "Wenn dieser Mann nicht ein Armenier war, so gab es überhaupt keine Armenier !" Es ist überhaupt unsinnig, Gesichtsmerkmale als Charaktereigenschaften anzusehen, und so muß man Mays Beschreibung ohnehin schon ablehnen, doch es kommt unmittelbar anschließend noch besser: "Ein Jude überlistet zehn Christen; ein Yankee betrügt fünfzig Juden, ein Armenier aber ist hundert Yankees über; so sagt man, und ich habe gefunden, daß dies zwar übertrieben ausgedrückt ist, aber doch auf Wahrheit beruht ..."

Das also ist das Bild, das sich May über die Armenier macht.Der Umstand ist wichtig, daß die Armenier erklärte Christen sind. May bezeichnet sich ebenfalls als Christ. Ein Widerspruch also: Nicht aber die Tatsache, daß ein Christ Christen diffamiert, setzt in Erstaunen - man denke an Mays immer heftige Kritik an sogenannten Karriere-Christen und an den Christen, die unter dem frommen Mantel der Mission mithalfen, den Kolonialismus zu verbreiten und zu festigen -, sondern, daß ein Humanist (als

solcher versteht sich May) überhaupt solche Vorurteile hegt; denn sie sind der Grundstein zur gefährlichen Volksverhetzung! Dabei aber ist May selbst ein Opfer einer solchen Verhetzung geworden. Sein Vorurteil liegt zweifellos begründet in der allzu unkritischen Übernahme der Quellen. Eigene Erfahrungen auf diesem Gebiet scheiden ohnehin aus; wann trifft schon einmal ein Sachse einen Armenier ? Auch wenn May oft sehr genaue Studien betrieb, war den Quellen keine kritische Überprüfung der vorgefundenen Informationen gefolgt, und nicht selten genügten May Zeitungsnotizen, die er ausschnitt und in sein Konversationslexikon beim betreffenden Stichwort einlegte. Daß gerade in solchen Zeitungsnotizen viel Falsches und Klischeehaftes zu finden war, bedarf nicht der Erklärung (man sehe nur, wieviel Unsinn heute noch z.T. in Zeitungen steht). Ein Zeitungsartikel ist es auch, der bei unserem Problem eine überaus wichtige Rolle spielt. Es gibt eine prägnante Stelle, die dies deutlich macht. Es ist der Artikel eines 'geistlichen Herrn' in "Im Reiche des silbernen Löwen II", S.477:

" ... Er stammt aus der Feder eines geistlichen Herrn, welcher während der 'Kaiserreise' in Konstantinopel war und folgendes schreibt: 'Am letzten Abend, den wir in Konstantinopel verbrachten, waren wir im deutschen Handwerkerkasino. Es war ein unvergeßlich schöner Abend. Gott grüße euch, ihr deutschen und österreichischen Brüder am Bosporus! Welcher Handwerkerverein hat einen solchen Musikdirigenten, wie Ihr ? Und wo ist soviel Anhänglichkeit ans Vaterland, als bei diesen Männern, die teilweise dreißig oder vierzig Jahre unter Türken, Griechen, Juden und Armeniern ihr deutsches Gewerbe hochhielten ? Die ältesten von ihnen haben die Zeit noch erlebt, wo kein starkes geeintes Deutschland hinter ihnen stand. Aus verlorenen Söhnen der deutschen Erde sind Pioniere der deutschen Zukunftsmacht geworden. Unter dem Schutze der deutschen Botschaft leben sie ein gesichertes Leben, und eben, während wir bei ihnen sitzen, üben sie die deutschen Lieder für die Ankunfts Wilhelms II. Gemeinsam sangen die Jerusalemfahrer und der Konstantinopeler Handwerkerverein ein lautes Deutschland, Deutschland über alles ... Es war im Handwerkerverein, wo wir über die Armenier redeten. Uns gegenüber saß ein deutscher Töpfermeister, der 19 Jahre in Konstantinopel lebt und auch Anatolien kennt. Er sagte etwa folgendes: "Ich bin ein Christ und halte die Nächstenliebe für das erste Gebot, und ich sage, die Türken haben recht getan, als sie die Armenier totschlugen. Anders kann sich der Türke vor dem Armenier nicht schützen, von dem seine Noblesse,Trägheit und Oberflächlichkeit auf das unverantwortlichste ausgenutzt wird. Der Armenier ist der schlechteste Kerl von der Welt. Er verkauft seine Frau, seine noch unreife Tochter, er bestiehlt seinen Bruder. Ganz Konstantinopel wird von den Armeniern moralisch verpestet. Nicht die Türken haben angegriffen, sondern die Armenier. Wir sind am Tage des Angriffs auf die Ottomanische Bank auf der Straße gewesen und wissen, wie es zuging. Den unierten Armeniern hat man nichts getan, sondern den orthodoxen, denn diese sind die unverbesserlichsten. Daß die Armenier in Kleinasien besser seien, ist eine englische Lüge. Ich bin auf den Dörfern gewesen und kenne die Dinge. Auch dort ist es der Armenier, der allein Wucher treibt. Daß die guten deutschen Christen Armenierkinder erziehen, hilft gar nichts. Diese werden später

ebenso schlecht, wie die übrigen. Ein geordnetes Mittel, um sich gegen die Armenier zu schützen, gibt es nicht. Der Türke handelt in Notwehr !" -

"Es verdient Beachtung, daß diese Darstellung unseres Landsmannes die Zustimmung seiner Freunde hatte. Wir haben keine Stimme gehört, die sich anders äußerte. Teilweise war die Wut über die Armenier eine brennende. Der Armenier ist ein Revolutionär, den die Engländer benutzen, um den Sultan zu stürzen. Das war der Refrain von rechts und links. Wir geben diesen Auszug unseres Gesprächs ohne weitere Bemerkung, da unsere Haltung in dieser Sache den Freunden in Deutschland hinreichend bekannt ist. Allseitig wird anerkannt, daß die Türkenherrschaft trotz unleugbarer persönlicher Vorzüge, die der Türke neben seiner Bummelei hat, nicht für alle Zeiten haltbar ist. Der Fremdkörper im Leibe Europas wird einmal ausgestoßen werden. Wann das geschieht, hängt von vielen Dingen ab, keineswegs bloß von den Mittelmeerfragen."

Sicherlich ist dies nicht die einzige und gewissermaßen erste Quelle, aus der Mays Antipathie stammt. So ist z.B. bereits in Bd.1 'Durch die Wüste', einer der Mörder im ersten Kapitel ein armenischer Händler. Dennoch zeigt dieser Artikel, der in den Jahren 1896/97 entstanden sein muß (Verfasser, Zeitung und Erscheinungstermin sind leider nicht mehr, auch im Archiv des Karl-May-Verlages nicht, bekannt), zweierlei recht deutlich: einmal, wie abhängig doch May von seinen Quellen ist, das heißt auch, wie abhängig er von den Meinungen und Ideologien anderer ist, was bestätigt wird dadurch, daß er an dieser wichtigen Stelle des Romans seine Quelle wörtlich zitiert und stehen läßt; zum anderen, aus welcher Richtung der Wind dieser "Volkshetze", der Hetze gegen die Armenier, pfeift. May war bedauerlicherweise stets empfänglich für salbungsvolle Worte von geistlichen Herren. Schließlich haben sie ihn ja auch während seiner Glanzzeit kräftig "belobigt" (man kann schon bald hier von "manus manum lavat" sprechen). Es dürfte kein Zufall sein, daß die Erzählungen mit den anrüchigsten Anti-Armenier-Passagen alle für katholische Verlage geschrieben worden sind (Pustet, Benziger) und alle nach 1895/96, nach den Armenierwirren in der Türkei, die ein lebhaftes Echo in der Presse gefunden hatten - wie unser Artikel zeigt - entstanden sind.

Der geistliche Herr vertrat nicht nur den noch relativ jungen deutschen Imperialismus des zweiten Reiches - ein Horn im übrigen, in das May trotz einiger deutschtümelnder Passagen durchweg nicht stieß, sich eher, vor allem im Alterswerk, davon kritisch distanzierte -, sondern auch ein pseudo-missionarisches, auch im wahrsten Sinne imperialistisches Verlangen der römischen Kurie nach mehr Einfluß. Der auf den ersten Blick unscheinbare Hinweis darauf, daß nur die Orthodoxen, nicht aber die unierten Armenier in dem Massaker umgebracht wurden, ist dabei besonders wichtig: "... Den unierten Armeniern hat man nichts getan, sondern nur den orthodoxen, denn sie sind die unverbesserlichsten ..." Eine Minderheit unter den Armeniern hatte sich der römischen Kurie angeschlossen. Der größte Teil aber blieb seinem orthodoxen Glauben treu. Zwar hat May die Quelle glücklicherweise wörtlich zitiert und es ist ihm auch nicht eingefallen, sie zu paraphrasieren, so daß diese Worte und Inten -

tionen des Artikels nicht, - auch formal nicht - mit denen des Schriftstellers gleichzusetzen sind. Dennoch hat er sich leider diesen "konfessionellen Imperialismus",(so möchte ich es nennen) zu eigen gemacht, indem sich viele Schurken (Griechen, Armenier, Balkanvölker usw.) mit Vorliebe in den Orientbüchern aus den orthodoxen Christen rekrutierten. Und betrachtet man sich die Mehrheitsverhältnisse, so fällt dann auch aus dieser Sicht bei christkatholischer Perspektive von damals eine Verdammung der Armenier nicht schwer: Letztlich sind die Armenier ein orthodoxes Volk.Alles was diese Völker anschwärzen kann, wird beinahe 'liebevoll' ausgebreitet und stetig wiederholt.

Pauschalurteile dürften an keiner Stelle unpassender sein, als bei der blutigen und im höchsten Grade unglücklichen Geschichte der Armenier und ihrer Beziehung zu den Nachbarvölkern. Die Armenier sind und waren ein überzeugt christliches Volk, das seinen Glauben teuer und blutig verteidigt hat. Gerade wegen ihres Christentums, ihrer hochstehenden Kultur und ihres weitverzweigten, gut organisierten Handels, gerieten sie alsbald in einen lebensgefährlichen Mühlstein zwischen Türken und Russen. Beide großen Nachbarvölker veranstalteten Progrome, die in ihrer Unmenschlichkeit erst bei Hitler und seinen Judenverfolgungen ihresgleichen fanden. Vornehmlich von den Türken wurden sie in grausamsten Verfolgungen (1894/95 und 1914/18) dezimiert. Sultan Abdül-Hamid II löste das "Armenierproblem" auf seine Weise. Massenmord und Massenflucht waren die Folge. Überall, wo Armenier ansässig waren, stiegen sie bald infolge ihrer Intelligenz und ihres Fleißes in der sozialen Leiter auf; sie gehörten allenthalben zur besitzenden Oberschicht, vergleichbar etwa dem gebildeten jüdischen Großbürgertum während der Weimarer Republik, und ähnlich scheel wurden sie auch angesehen. Mißgunst und Neid machte die Bevölkerung in der Türkei blind, so daß die Armenier verantwortlich gemacht wurden für das soziale und politische Chaos. Es soll unbestritten sein, daß es unter den Armeniern in der Tat einige üble "Geschäftemacher" und "Ausbeuter" gab (wo gibt es die nicht ?). Es ist auch unbestritten, daß, als die Türkei mit Feinden von außen zu kämpfen hatte, 1) sich gerade aus der gebildeten Schicht der Armenier innerer Widerstand gebildet hatte. Aber die Armenier waren wirtschaftlich und kulturell für die Türkei wichtig, so daß sich der Aderlaß für die Türkei auch nicht unbedingt günstig auswirkte.

Während der geistliche Herr,gleich vielen anderen Artikelschreibern der damaligen Zeit, in seiner höchst eigenwilligen Auslegung des Christentums und Humanismus (christliche Liebe und Schutz wird Christen anderer Konfessionen nicht gewährt) diese Mordtaten indirekt billigt, fand ein Mann des Kriegshandwerks weit humanere, verständnisvollere und im wahrsten Sinne des Wortes auch christlichere Worte zu diesen Vorfällen. Der deutsche Stabsoffizier Oberst a.D. Ludwig Schraudenbach schreibt in seinem Buch "Muharebe", S.145: 2) "Der Versuch, das armenische Volk durch Metzeleien und Deportationen auszurotten, war vom menschlichen Standpunkt unbedingt zu verwerfen und wurde von allen deutschen und k.u.k. Offizieren, mit denen ich darüber sprach, rückhaltlos verurteilt. Vom Standpunkt der türkischen inneren Politik, die eben - ob mit Recht oder Unrecht, sei hier nicht untersucht - im Armenier den inneren Feind schlechthin, den Verbündeten

Rußlands, den hoch- und landesverräterischen Revolutionär sah, ist das Vorgehen der Regierung allenfalls zu verstehen. Doch hat die Türkei mit ihrem Wüten gegen die Armenier sich tiefe Wunden ins eigene Fleisch geschlagen; also war es auch wirtschaftlich und innenpolitisch unklug. Selbst wenn ein Teil der armenischen Intelligenz die antitürkischen Ziele, deren man sie beschuldigt, verfolgt haben sollte: nie kann man glauben, daß die Hunderttausende kleiner Leute, die in stillen, sauberen Dörfern wohnen oder in Adana, Aleppo, Mossul und anderen Städten ihrem Verdienst nachgingen, alle Staatsverbrecher gewesen seien. ... Im Geschäft waren sie allerdings sicher nicht skrupulös. Sie sahen es gewiß ganz gern, wenn der Nachbar anderer Nationalität in seiner Stumpfheit und Trägheit und Armut verblieb und sie selber um so rascher hochkamen und werden da und dort etwas nachgeholfen haben. ... Die Armenierpolitik der Türkei bedeutete, so wie sie durchgeführt wurde, sinnlose und selbstmörderische Zerstörung volkswirtschaftlich und militärisch hochbedeutsamer Werte."

Heute hat sich das Verhältnis zwischen Armeniern und Türken bzw. Russen erfreulicherweise normalisiert. Die Armenier, die in der Türkei fast ausschließlich jetzt in Istambul leben,haben neben den Griechen im türkischen Parlament ihre eigenen Abgeordneten, desgleichen in den kommunalen Volksvertretungen des Regierungsbezirks Istanbul. Weit verbreitet ist heute dafür die - ethnologisch falsche - Meinung, daß die Armenier türkischer Abstammung ein Brudervolk der Türken seien. Auch wenn diese Meinung wissenschaftlich nicht zu halten ist, ist sie dennoch überaus erfreulich und zeigt endlich, daß der alte Zwist vergessen sein soll. Leider aber werden, wie es May tut, offenbar immer noch die Armenier selbst für das Blutbad verantwortlich gemacht; außerdem werden sie heute von gewissen Kreisen beschuldigt, eine maßgebliche Rolle bei der Eingliederung Aserbaidschans, wo türkische Bergvölker leben, in die UdSSR gespielt zu haben.

Aber nicht nur die Türken und Russen, sondern auch die von May so geliebten Araber und Perser vergriffen sich gern einmal an diesem Volk, nicht zuletzt deshalb,weil die Armenier als erste schon im Jahre 280 eine in sich feste und starke christliche Nationalkirche gegründet hatten,und ihren Glauben zu verteidigen wagten.Erst in jüngerer Zeit ist es den Armeniern gelungen, als der nördliche Teil Armeniens zur UdSSR kam (nach dem ersten Weltkrieg setzte sich der amerikanische Präsident Wilson für einen selbständigen armenischen Staat von der Größe der Niederlande etwa, ein; dies scheiterte jedoch an der Ablehnung des Völkerbundes), als einigermaßen selbständige Soviet-Republik sich auch innerlich zu konsolidieren. Sie besaßen und besitzen eine glänzende Kultur, die von den Kreml-Machthabern auch respektiert, je sogar gefördert wird, die sich auch in der schon zu Mays Lebzeiten blühenden und verfeinerten Folklore und Musik - man denke nur an den weltberühmten armenischen Komponisten Aram Khatchaturian - manifestiert hat, desgleichen in der Kunst, der originellen Architektur und Literatur.

Fortsetzung und Schluß, sowie Anmerkungen in MITTEILUNGEN Nr.7

OLD SHATTERHANDS

HENRY - STUTZEN

als Replika

zu einem enorm günstigen Preis

Das
berühmteste Gewehr
des "Wilden Westens"

Kaliber .22 lfB
DM 398,--
Best.-Nr. 42 456

Kaliber .38 Spec.
DM 418,--
Best.-Nr. 19 003

Unterhebel-Repetierer,
48 cm langer Lauf,
Dachkorn, verstellbares
Visier, System aus Messing,
Röhrenmagazin für 18 Patronen
unter dem Lauf,
weicher Direktabzug,
Nußbaumschaft, Lämge 98 cm
Gewicht 3,6 kg

Munition Kaliber .22 lfB

100 St.	1.000 St.
DM 4,5o	DM 40,--
5.000 St.	5.000 St. per Nachnahme
DM 185,--	DM 179,--

Lieferung erfolgt nur gegen amtlichen Altersnachweis (z.B. Personalausweis, Geburtsurkunde, Heiratsurkunde, oder ein anderes amtliches Dokument mit Dienststempel) an Personen über 18 Jahre.

WAFFEN - FRANKONIA

87 Würzburg 2 Postfach 380
Tel.: (09302) 801

Filialen: 61 Darmstadt, Saalbaustr. 19 - 23
8 München, Maxburgstraße und Pacellistraße

Der Briefkasten

Die Frühreisen Karl Mays

Zu Dr. Rudolf Beissel, "MITTEILUNGEN" Nr.5, S. 18/20

Hierzu sind einige Ergänzungen nötig, um das Reizvolle von Pro und Contra (lt.MITT.3, S.10) aufrechtzuerhalten, wobei sich jenes mehr um Dokumentation bemüht zeigt als um Nur-Indizien.

Nicht erst Biograph Weiszt (1940) läßt May "phantasievoll" als Kohlentrimmer nach Amerika fahren, sondern Dr.E.A.Schmid war es, der schon in der 1.Auflage von "ICH" 1917 zu dieser Auffassung gelangt war, mit der sein Kapitel "Weltreisen" auch noch in der 27.Auflage von 1968 (auch die "wiederholte und ausdrückliche Erklärung" gegenüber "niemals klar und eindeutig" -Mitt.3 S.10-) beginnt. Herr Dr.Beissel war engerer Mitarbeiter im Verband des Karl-May-Verlages und es waren ihm schon damals alle Punkte bekannt, die ihm jetzt zu Einwänden dienen. Es ist nicht auszuradieren, daß im KM-Jahrbuch 1919 S.170 zwei Frühreisen nach Amerika angenommen sind, und nicht mit "Jugend" zu entschuldigen. Herr Dr.Beissel war 25 Jahre alt und trug als Gründer und Herausgeber des Jahrbuches die entsprechende Verantwortung.

Wenn sich sein Weltbild inzwischen gewandelt hat, so muß sein jetziger Absatz 4 mit den 'Verschiebungen' und ihren Folgen auch für die Contra-Seite gelten.

"Verwechslung" ist deren ältester Hut. Der Hinweis auf eine falsche Fährte im KM-Jahrb.1920 zeigt auf dessen Seite 221 eine Bezugnahme auf das Dr.Beissel'sche Amerika doppelt, und jenem Auftauchen eines Doppelgängers zur See ist auf S. 291 die positive Seite abgewonnen. Mit Fred Sommer und Carl Traugott Urban besitzen wir Zeugenschaften, die so eine "Verwechslung" ausschließen.

Die Verquickung der 'Old-Shatterhand-Legende' mit den Frühreisen ist einer Lösung nicht förderlich, zumal sie nur mit dem schmalen Geldbeutel und nicht mit der Freundschaft reicher Lords zusammenhängen. Zum Thema Reisekosten lesen wir im Bd.1, S.245 im Gespräch mit Martin Albani aus Triest: "... zu einer Reise nach Mursuk steht mir weniger Geld zur Verfügung,als mancher braucht, um von Prag aus die Kaiserstadt Wien eine Woche lang zu besuchen", ferner gehört die Behebung der Geldsorgen durch einen Kaufmann aus Tunis hierher, der sowohl Mays Rückreise aus Amerika Herbst 1863 finanzierte als auch die Tunisfahrt im Oktober 1864, und von dem zwei tunesische Münzen bis heute erhalten geblieben sind (Mitt.der Arb.Gemeinsch.KM-Biographie 19, S.4).

Es geht nicht an, das Kohlentrimmen des Fehlens einer 'Spiegelung' wegen anzuzweifeln, und Spiegelungen, wo sie vorhanden sind (z.B. im "Verlorenen Sohn" lt.Mitt.2, S.8) die Beweiskraft abzusprechen - mit zweierlei Maß werden wir in unserer Frage nicht weiterkommen. Die Zubilligung bei Sealsfield "Und gerade dieses Fehlen jeder Nachricht über ihn in so langer Zeit spricht dafür, daß er diese Reise tatsächlich gemacht hat" (Western - Journal II, S.80, Februar 1970) müßte wohl gleicherweise auf

Karl May Anwendung finden. Gespannt kann man sein auf eine May - Erzählung im Jahrbuch 1971, deren Held ein Fred Sommer ist.

Richtig ist, daß man vor Spekulationen an grundlegende Feststellungen über das "Wann - Wohin - Wie" herangehen soll, aber ebenso richtig ist, daß das bereits längst geschehen ist, in Mitt. 3, S. 8 f, Mitt.4, S.23, in den Arbeitsgemeinschafts-Mitt.14, S. 6, Mitt.11, S.20 ! Um ignoriert zu werden, sind sie nicht geschrieben. Es geschah in exakter Verbindung mit dem Kernpunkt: Herstellung der Verbindung zwischen europäischen und amerikanischen Urbans, mit dem die Länge oder Kürze des Fred-Sommer-Briefes und erbschaftliche Engpässe gar nichts zu tun haben. 90 Jahre nach Grillparzers Tod sind wichtige Briefe an ihn aufgefunden worden; sind sie deshalb weniger authentisch ?

Hinzu muß aber das "Warum" kommen, um das Tetragon des Fragekomplexes zu vollenden, Mays psychischer Zwiespalt, worin sich Fernrang und Heimweh abwechseln. Das Ausbleiben jeder Straftat in den betreffenden Zeiträumen ist überhaupt nur erklärbar mit Mays Abwesenheit, besonders auffallend in den unwirtlichen Winterszeiten, so 1864/65, 1868/69 und noch 1874/75, die nur die Sonne des Südens erraten lassen. Von dort läßt Urban ihn über die später systematisch besuchten österreichischen Stützpunkte Ossiach, Linz, Falkenau (AG-Mitt.11, S.20) nach Tetschen - Bensen gelangen, um am 4.1.1870 in Agelsdorf verhaftet zu werden und sich in den Martinique-Mythos einzuhüllen. Im nahen Böhmisch-Leipa wird 20 Jahre später Oberstleutnant Franz Joseph Weiszt den "Roman seines Lebens" versuchen ... . Leider hat auch er die Militärmusterung am 1.1.1863 nicht beachtet, vor der May ohne zu desertieren, das Land nicht verlassen konnte. Im KMJB 1933, S. 152, wird eine Annahme "Mitte November 1862" viel zielstrebiger mit "etwa März 1863" korrigiert. Freundschaftlich wurde ich darauf aufmerksam gemacht, daß für eine Anwesenheit Mays am 5.Juli 63 in Ernstthal ein Dokument existiere. Es würde die amerikanische Erstreise nicht ausschließen, sondern nur halbieren, und wir kämen abermals auf den merkwürdigen "fünf - Monats - Rhythmus" der Reisezeiten.

Die gänzliche Ersetzung der Frühreisen durch literarische Quellen wirkt nicht überzeugend. Beim wiederentdeckten Eugène Sue wäre dessen Roman "Latrèaumont" interessant, denn Karl May bediente sich dieses Namens als eines seiner Pseudonyme, vielleicht sogar in Frankreich, denn deutsche Erzählungen sind nicht bekannt. Die Kenntnis der französischen Sprache, in der er Carl Traugott Urban dolmetschte, wird ihm sogar von Arno Schmidt zugestanden. André Latrêaumont nannte May einen französischen Kaufmann in Algier, der zu den Opfern der "Gum" gehört.

Dem schon erwähnten türkischen Kaufmann, der in Martinique Tabakseinkäufe tätigte, verdankt May jene Kenntnis der Insel (Orby !), mit der er nach seiner Verhaftung am 4.1.1870 beispielhaft pseudologisch verblüffte. Aus keiner literarischen Quelle stammt Old Firehand, sondern hat als Vorbild den schlesischen Oberförster Fred Sommer, der ebenso wie Carls Onkel Josef Gottfried Urban 1848 auswanderte und ebenso wie dieser seinen Bruder, seine deutsche Frau auf der Überfahrt verlor (Bd.71, 115). In seinem Brief an Carl May, seinen "old Chas", ist auch der Apachenhäuptling Khaihinta genannt, das Ur-Modell zu Winnetou.

Carl Urbans Erzählungen von seinem Vater, der 1812/13 unter Napoleon I. dienen mußte, regten May sicher an, in einem Roman die Zeit Napoleons I. mit der von ihm selbst erlebten Napoleons III. (daher "Messagerie impèriale" und das Kaiserfort in der "Gum"), aber auch mit Nordafrika zu kombinieren. (V.l."Liebe des Ulanen" im KMJB.1919, S.186 f und in Mitt.2, S.8).

Dr. Fritz Klauber, der Frühreisen vertritt, spricht im Karl-May-Jahrbuch 1921 in "Die Wörter der Apachensprache im Reiseroman 'Winnetou'" auf S.243 von "Apachen, mit denen May zusammengekommen ist", und wird auf S.342 von Franz Kandolf mit der "Gewißheit" bestätigt, daß May "einen ähnlichen Indianer (wie den Ur-Winnetou) gekannt haben muß." Kandolf blieb auch auf seiner Amerikareise von einer "so frühen Reise Mays überzeugt", wie er am 30.6.1926 aus Collegeville in Minnesota mitteilt. (KMJB 1927, S.417).

Aus allen diesen Gründen kann Karl May (wie wir bei Wollschläger S.66 erfahren) in einem Schreiben vom 9.8.1894 an Professor Dr. Gustav Jäger in Stuttgart versichern: "Die Gestalten, welche ich bringe (Halef Omar, Winnetou, Old Firehand ...) haben gelebt oder leben noch und waren meine Freunde ..."

Sagt May. Es wäre peinlich, ihn gegen seine heutigen Freunde schützen zu müssen.

Amand von Ozoroczy.

- -

Zum Thema: Hermann Hesse, Karl May und der Pazifismus

Mit größtem Interesse habe ich im 5.Heft dieser MITTEILUNGEN Claus Roxins Beitrag "Hermann Hesse, Karl May und der Pazifismus gelesen. Es ist erfreulich, daß die Bemerkungen des berühmten Dichters über Karl May, die in der 'N.Z.Z.' am 13.7.1919 erschienen und dann in Vergessenheit geraten waren, nun durch die Aufnahme in die Werkausgabe des Suhrkamp-Verlages einem gr. Leserkreis bekannt werden. Ich will aber nicht verhehlen, daß ich an dem, was Claus Roxin die "frappierende Schlußpointe" jener Bemerkungen nennt, besonders frappierend die Unklarheit des Sinnes finde.

Diese Schlußpointe lautet: "Hätte er (Karl May) doch den Krieg noch erlebt und wäre Pazifist gewesen! Kein Sechzehnjähriger wäre mehr eingerückt." Das klingt so, als habe Hermann Hesse Kriegsdienstverweigerung für eine Handlungsweise gehalten,die der Jugend zu empfehlen wäre. Aber war es wirklich das,was er sagen wollte ? Bei einer Analyse des Textes erhebt sich vor allem die Frage: Warum wird gerade von den 16-jährigen gesagt, daß sie nicht mehr eingerückt wären ? Warum nicht auch von 18- oder 20-jährigen ? Offenbar hängt dies damit zusammen, daß der Jahrgang der 16-jährigen einen Platz an der unteren Altersgrenze der Kriegsdienstpflichtigen einnahm. Ob ober- oder unterhalb dieser Grenze, darüber wird Hermann Hesse gewiß eine Meinung gehabt haben, als er seine frappierende Schlußpointe - ich stelle mir vor: auf Grund der Eingebung des Augenblicks, impulsiv und ohne viel Überlegung - niederschrieb, eine Meinung, die mit den Tatsachen nicht ganz übereingestimmt haben muß. Aus drei verschiedenen Meinungen, die er darüber gehabt haben könnte, lassen sich die folgenden drei Auslegungen ableiten, von denen nur die erste mit Kriegsdienstverweigerung

zu tun hat, die zwei nachfolgenden aber einen völlig anderen Sinn ergeben.

1. Hermann Hesse kann von der Ansicht ausgegangen sein, die Sechzehnjährigen seien der jüngste kriegsdienstpflichtige Jahrgang gewesen, und zugleich der einzige, der unter dem Einfluß eines pazifistischen Karl May zur Kriegsdienstverweigerung bereit gewesen wäre, während schon bei Siebzehnzehnjährigen die Empfänglichkeit für diesen Einfluß zu schwinden beginne.

2. Er kann gemeint haben, die Sechzehnjährigen seien erst im späteren Verlauf des Krieges zu den Waffen gerufen worden. Wäre der Krieg bereits vorher durch einen Verständigungsfrieden beendet worden, - und das hätte ein pazifistischer Karl May, der den Ersten Weltkrieg noch erlebt hätte, zustande bringen sollen, - so wäre "kein Sechzehnjähriger mehr eingerückt".

3. Schließlich kann er gemeint haben, daß Sechzehnjährige nicht zum Kriegsdienst einberufen wurden. In diesem Falle wären seine Worte wohl als ein aus bitterer Resignation entspringender Scherz zu verstehen,der sagen sollte: Auch der erfolgreichste Schriftsteller hätte trotz größter Bemühung gegen den Krieg nichts ausrichten können. Es wäre kein Sechzehnjähriger mehr eingerückt, gewiß, aber nicht minder kein Lahmer, kein Blinder.

Im Gegensatz zu dieser resignierten Auffassung läge nach der zweiten Auslegung eine gewaltige Überschätzung dessen vor,was selbst der berühmteste Schriftsteller zur Beendigung eines großen Krieges beitragen könnte. Um so ehrenvoller wäre aber diese Deutung für Karl May.Und tatsächlich hatte ja Karl May sehnsüchtig gehofft, durch seine letzten Werke der Bewahrung des Weltfriedens dienen zu können. Klara May schrieb darüber im KM-Jahrbuch 1921 (S.117): "Mir ist heute, nachdem all das Furchtbare durch den Krieg über uns hereingebrochen ist, als ob Karl May hätte dem Unheil vorbeugen wollen. Sein UND FRIEDE AUF ERDEN, sein ARDISTAN UND DSCHINNISTAN sollten vor allen Dingen vom Kaiser, von den Diplomaten, von einflußreichen Menschen gelesen werden; das war seine mir angedeutete Hoffnung. Fieberhaft arbeitete er an diesen Werken, es war eine Hast in ihm, als ob er sie gar nicht schnell genug beenden könne." Die Hoffnung Karl Mays, dem bedrohten Weltfrieden dienen zu können, sollte man nicht für vermessen halten. Aber wie ohnmächtig ist ein Dichter als Friedensfreund im Krieg! Ich hätte karl May, gerade weil er Pazifist war, keinesfalls gewünscht, daß er den Weltkrieg noch erlebt hätte.

Man müßte Hermann Hesse gründlich kennen, um sich eine eindeutige Antwort auf die Frage zuzutrauen,was er mit seiner "frappierenden Schlußpointe" sagen wollte. Oder war er vielleicht selbst sich darüber nicht ganz im klaren ? Diese Möglichkeit ins Auge zu fassen, möge man nicht als Herabsetzung empfinden. Horaz hat Homer gewiß nicht mißachtet, als er schrieb:

"Quandoque bonus dormitat Homerus."

Franz Cornaro, Wien

Neues um Karl May

"Karl Mays Geschichten sind heute so attraktiv wie eh und je", schreibt die 'Welt' vom 30.10.1970 in ihrem Bericht über die Karl-May-Freilichtaufführungen dieses Sommers unter der Überschrift: 'Karl May bringt die meisten Besucher'.

Segeberg zählte ca. 115ooo Besucher, - Elspe verzeichnete für die dortigen Verhältnisse einen Rekordbesuch: 29162 Zuschauer. Toni Graschberger bereitet sich auf einen vielversprechenden 'Winnetou' in Bad Segeberg 1971 vor.

In Rumänien lernen die Kinder Deutsch mit Karl May ! (Hamburger Abendblatt, 3.11.70). Außerdem wird uns aus Rumänien das Erscheinen einer zweibändigen Ausgabe des 'Old Surehand' berichtet (Kriterion-Verlag).

In der Bearbeitung von Jaroslav Moravec erschien im Verlag Ruze Ceské Budejovice 'Klekih-petra, der weiße Vater der Apatschen'. Der Olympia-Verlag, Prag, brachte als ersten Band einer geplanten 25-bändigen May-Ausgabe 'Durch die Wüste' heraus. Ein 20-bändiges May-Programm legt der jugoslawische Verlag Mladinska knjiga vor.

Über 'Egon Erwin Kisch und Karl May' schreibt Manfred Hecker im 'Prager Wochenblatt' (deutschsprachig) vom 18.9.70. Die Redaktion überschrieb diese Veröffentlichung mit "Unser Beitrag zum 'Tag der Presse'".

Die von unserem Mitglied Kurt Morawietz herausgegebene, sehr beachtliche Literaturzeitschrift DIE HOREN (Hannover) veröffentlicht in ihrer Nr.76/77 Beiträge über Karl May von Reimar Hollmann und Erich Heinemann. Ausführlich wird auch über die Karl-May-Gesellschaft berichtet.

Die 'Blätter für Volksliteratur (Graz) erinnern in Nr.3/1970 an den verdienstvollen May-Forscher Ludwig Patsch und beschäftigen sich wiederum eingehend mit dem Inhalt unserer MITTEILUNGEN.

In Anlehnung an die Fernsehreihe 'Alles oder nichts' ist jetzt im Karl-May-Verlag, Bamberg, ein spannendes Quiz-Buch "Kennen Sie Karl May ?" erschienen. (160 S., farbiger Efalineinband, DM 6,8o. Verfasser: unser Mitglied Gerd Frank.) Quizmaster Helmensdorfer und TV-Redakteur Henning von der Osten haben Geleitworte beigegeben. Selbst versierten May-Kennern gibt dieses nett ausgestattete Büchlein noch manche harte Nuß zu knacken !

"War Karl May ein Spaten(Bier-)Freund ?" fragt die Spaten-Chronik Nr.3 und bejaht mit einem Zitat aus Bd.41, 'Die Sklavenkarawane'.

Im Prozeß gegen den Bestsellerautor Erich von Däniken nahmen zahlreiche Zeitungen Bezug auf Karl May - so die 'Neue Zürcher Zeitung' v.12.2.70, das 'Schweizerische kaufmännische Zentralblatt' v.6.3.70, die 'Weltwoche' Zürich v.20.2.70.

'Dabei am Wochenende', 22./23.8.70 berichtet über 'Karl May - ein Vorbild für Freizeitschriftsteller'.

Über Bedenken des Bundeskartellamtes gegen Preisunterbietungen durch die Warenhausausgaben der KM-Bände berichtet die FAZ vom 4.9.70.

Im Arena-Verlag, Würzburg 1970, erschien: 'Heinrich Pleticha, Lettern Bücher Leser. Darin wird Karl May gelobt, weil er über seine schlechte Jugendlektüre aufrichtig erzählte. Auf den Seiten 219/220 wird eine Zusammenfassung der Seiten 72 - 76 aus 'Mein Leben und Streben I' gegeben.

Im neuen Fremdenführer für das Stift Ossiach von Dr.Ilse Bodo ist auf S.45 zu lesen: "Bemerkenswert sind die vom berühmten Schriftsteller Karl May gestifteten Scheiben der beiden Nebenapsiden."

Über Ludwig Marcuse und seine Autobiographie schreibt Marcel Reich-Ranicki in 'Deutsche Literatur in West und Ost' (Rowohlt 8/70) und führt dann aus: "Karl May nannte seine autobiographischen Aufzeichnungen 'ICH', Heinrich Mann - 'Ein Zeitalter wird besichtigt'. Aus der Kombination dieser beiden Titel ergibt sich Marcuses Titel: 'Mein 20. Jahrhundert'."

Zahlreiche Karl-May-Erwähnungen finden wir in der Neuerscheinung 'Volk ohne Buch - Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe 1770 - 1910' von Rudolf Schenda.

Auf die 'Blätter für den Deutschlehrer' 4/1965 mit dem aufschlußreichen Artikel von Dr.Friedrich Leiner: "Karl May im Spiegel neuerer Literatur" möchten wir besonders hinweisen. Der Verlag Moritz Diesterweg, 6 Frankfurt/M.1, Hochstr.31, stellt für die Leser der MITTEILUNGEN noch 50 Exemplare dieser Nummer mit dem 20 Seiten umfassenden Artikel zum Einzelpreis von DM 1,6o zur Verfügung. Wir empfehlen, sich das Heft zu beschaffen.

Über 'Die Indianer bei Karl May' hielt Erich Heinemann im Hildesheimer Museum am 26.1o.7o einen gutbesuchten Vortrag mit farbigen Lichtbildern. Die Presse berichtete ausführlich, wobei auch auf die Karl-May-Gesellschaft hingewiesen wurde.

Das starke Echo zum Neudruck des 'Waldröschen' hält unvermindert an:

Hildesheimer Allg.Zeitung vom 26./27.9.70 (ganzseitig),
'Waldröschens Wiederkehr', - FAZ vom 19.9.70,
'Der perfekte Trivialroman' - Rhein.Merkur v.25.9.70,
Zum 'Buch des Monats' erklärte das 'Waldröschen' die 'Westdeutsche Allgemeine' vom 22.8.70.

In der 'Frankfurter Rundschau' vom 31.1o.70 veröffentlicht unser Mitglied, Professor Volker Klotz, eine grundlegende analytische Arbeit: 'Holder Westen, wilde Heimat oder 'Die Entkräftung des Abenteuers', in der er die Unterschiede der Reise- zu den Kolportageromanen Mays aufzeigt. Während Schauplatz der Reiseromane die exotische Ferne ist, wird hier die geographische Nähe wichtiger Bestandteile der Handlung: Karl May verabenteuert die Heimat.

Nach dem Erscheinen des Schlußbandes des 'Waldröschen' werden wir einen Pressespiegel über sämtliche erschienenen Rezensionen im Mitteilungsblatt veröffentlichen.

Inzwischen hat der Olms-Verlag, Hildesheim, begonnen, den ersten Band "Der verlorene Sohn" auszuliefern.

Erich Heinemann.

I n h a l t :

	Seite
Hansotto Hatzig zur Nr. 6	1
Ekkehard Koch: Karl May und die indianische Religion	3
Hansotto Hatzig: Winnetou macht sich selbständig	8
Hainer Plaul: Nochmals: Die Frühreisen	13
Karl May: Faksimile-Wiedergabe aus 'Deadly dust'	18
Heinz Neumann: Karl May und George Catiln: eine Hypothese	19
Rainer Jeglin: Karl May und die Armenier	20
Der Briefkasten	
Zum Thema: Die Frühreisen	26
" " : Hermann Hesse, KM und der Pazifismus	28
Erich Heinemann: Neues um Karl May	30
Inserate auf den Seiten 12, 16, 17 und 25.	

Allen Mitarbeitern, - aber auch allen Inserenten - sei an dieser Stelle sehr herzlich Dank gesagt.

Herausgeberin:	Karl-May-Gesellschaft e.V. 2 Hamburg 72, Swebenbrunnen 8 c
Verantw.Redakteur:	Alfred Schneider, 2 Hamburg 72, Swebenbrunnen 8 c
Druck:	Helmut Rade, Schnelldruck-Zentrum 2 Hamburg 8, Amandastr. 44
Verlag:	Selbstverlag der Herausgeberin

Die unter Verfassernamen erschienen Abhandlungen stellen nicht in jedem Falle auch die Meinung der Herausgeberin und der Redaktion dar.

Bei den Aussätzigen.

Reiseskizze von Karl May.

Es war in Damaskus. Am Weihnachtsheiligenabend. Ein gutes Stück hinter dem Vorort es-Salehije. Auf dem Wege, den man damals den „Weg der Aussätzigen“ nannte, weil er an der Stätte vorüberführte, welche diesen Unglücklichen damals zum Aufenthalt im Freien angewiesen war. Sie hockten und lagen da in allen möglichen Stadien ihrer entsetzlichen Krankheit an der Erde herum und flehten das Mitleid der Passanten an, von deren Gaben sie lebten. Geld nützte ihnen nichts, da kein Mensch es nach ihnen wieder berührt hätte. Darum konnte man sie nur mit Gebrauchsgegenständen und Nahrungsmitteln unterstützen, und da nur sehr wenige von den Leuten, die diesen Weg passierten, dergleichen Dinge bei sich führten oder übrig hatten, so kann man sich denken, daß diese Gaben sehr spärlich ausfielen und nicht im stande waren, den Hunger dieser armen Geschöpfe zu stillen und ihre Blöße zu bedecken. Dabei war es ihnen bei strenger Strafe verboten, sich Gesunden zu nähern oder gar sie anzurühren. Bis auf zwanzig Schritte durften sie herankommen, weiter nicht. Man warf ihnen aus dieser Entfernung die Gabe zu und hatte sich dann zu entfernen, daß sie sie holen konnten.

Ich war jetzt schon über zwei Wochen lang in Damaskus, mit Hadschi Halef Omar, meinem arabischen Diener, Freund und treuen Reisebegleiter. Alle meine Leser kennen ihn, den lieben, kleinen, prächtigen Kerl, der mich unbedingt zum Islam bekehren wollte, dabei aber einer der vortrefflichsten Christen wurde, die mir im Leben begegnet sind. Er fühlte sich von dem Elende der Aussätzigen tief ergriffen und bat mich, täglich hinausreiten zu dürfen, um ihnen etwas zu bringen. Ganz selbstverständlich gab ich nicht nur meine Erlaubnis, sondern ich ritt auch selber mit. Wir wählten derartige Gaben, die ihnen sonst niemand bot und die also trotz ihrer Billigkeit Delikatessen, überhaupt Luxus für sie waren. Das gewann uns ihre Herzen. Wenn wir kamen, sahen wir schon aus weiter Ferne, wie erwartungsvoll sie nach uns ausschauten. Und sobald sie uns erblickten, brachen sie in Jubel aus. Wenn es Beobachter gab, mußten wir vorsichtig sein; waren wir aber mit ihnen allein, so beachteten wir das Gebot der zwanzig Schritte nicht, sondern gingen ganz zu ihnen hin, um ihnen das, was wir mitgebracht hatten, direkt in die Hände zu geben, doch ohne. daß wir die Personen selbst berührten. Man kann sich denken, wie lieb sie uns gewannen, besonders den kleinen Hadschi, der sie durch seine Heiterkeit und seine drolligen Witze auch innerlich beschenkte.

Sie hatten unter sich einen Anführer gewählt, dem sie unbedingt gehorchten. Man nannte ihn den „Scheik der Aussätzigen“. Er war ein langer, starker Mann, mit sehr entstelltem Gesicht und nur einer Hand; die andere hatte ihm der Aussatz weggefressen. Früher im deutschen Asyl für Aussätzige in Jerusalem untergebracht gewesen, hatte er die echte Humanität des Christentums von der erzwungenen Wohltätigkeit des Islam unterscheiden gelernt und sich einige Kenntnisse angeeignet, die ihn befähigten, hier in Damaskus im Namen seiner Leidensgenossen mit der Behörde zu verkehren. Er stand gerade jetzt mit ihr in einem außerordentlich erbitterten Konflikt. Man wollte die Aussätzigen nicht mehr an ihrer jetzigen Stelle lassen. Man warf ihnen vor, daß sie die Luft

verpesteten. Die noch leidlich Aussehenden sollten in ein dicht verschlossenes Haus gesteckt werden und die Freiheit nie wieder zu sehen bekommen; die anderen aber wollte man nach einer Ruine in der Wüste bringen, wo sie von Soldaten streng zu bewachen waren, bis sie vollends starben. Daß beides einem Todesurteile gleichzunehmen war, verstand sich ganz von selbst. Daher die große Aufregung, die unter den Aussätzigen hierüber herrschte. Sie wollten ihre freie Luft, ihren Sonnenschein und den Anblick des Himmels nicht hergeben. Sie wollten sich weder einsperren, noch in die Wüste schaffen lassen. Sie behaupteten, daß man es in beiden Fällen darauf abgesehen habe, sie schnell verhungern und verschmachten zu lassen; dann sei man sie los. Der Pascha aber achtete auf ihre Einwendungen und Wünsche nicht. Er ließ ihnen befehlen, sich bereit zu halten, da es bei seinen Bestimmungen bleibe. Sie waren hierüber derart ergrimmt, daß sie nun nicht mehr auf Abwehr, sondern nur noch auf Rache sannen und diese konnte eine außergewöhnliche und fürchterliche werden.

Das erfuhren wir nicht nur von ihnen selbst, sondern auch von unserem Gastfreunde, dem reichen Kauf- und Handelsherrn Jacub Afarah, bei dem wir wohnten. Er war ein überaus menschenfreundlich denkender Herr und hatte sich, was hier ganz besonders zu erwähnen ist, den Pascha zur Dankbarkeit verpflichtet. Daß die Aussätzigen vernichtet werden sollten, war Stadt- und Tagesgespräch. Jacub Afarah bemitleidete sie. Er wußte, daß ich mit Halef täglich zu ihnen hinausritt, um sie zu beschenken, und fügte an jedem Morgen zu dem, was wir aus unseren armen Mitteln spenden konnten, auch seine reichlicher bemessenen Gaben bei. Nun fügte es sich, daß mein Halef, der innerliche Christ und äußerliche Mohammedaner, auf den Gedanken gekommen war, am heutigen heiligen Weihnachtsabende bei den Aussätzigen eine Christbescherung zu veranstalten. Wie das anzufangen sei, das wußte er sehr genau. Ich hatte es ihm oft beschrieben und dann später einmal am Lagerplatz seiner Haddedihn-Araber einen großen, weithin leuchtenden Christbaum angebrannt. Als Jacub Afarah von diesem Plane hörte, erklärte er, daß er sich beteiligen werde. Die Geschenke seien von ihm, die Bäume aber von uns zu liefern. Er bitte aber um Verschwiegenheit, damit niemand die einzig seltene Feier störe. Nur einigen seiner vornehmen Freunde und ihren Frauen dürfe gestattet sein, an ihr teilzunehmen.

So war ich denn gestern mit Halef hinauf in das Wadi Methelun geritten, wo wir vier sehr gut passende Tannen fanden. Von da zurückgekehrt, erfuhren wir, daß die geladenen vornehmen Freunde und ihre Frauen bereits in allen Bazaren herumgekrochen seien, um auch ihrerseits Geschenke einzukaufen. Wir freuten uns herzlich, daß die von uns ursprünglich so bescheiden geplante Bescherung jetzt einen so splendiden Charakter bekam, und verwendeten den heutigen Vormittag darauf, für gute Lichter und die reichliche Anzahl von Dillen zu sorgen. Als es zu dunkeln begann, waren wir bereit. Der große Wunsch Halefs, daß kein Wind die Weihnachtsflammen verlöschen möge, wurde gewährt. Es regte sich, solange die Bäume dann brannten, auch nicht ein einziges Lüftchen.

Es war bestimmt worden, daß die einzelnen Parteien zur Stunde des Abendgebetes aufbrechen und sich am Ende von Salehije zusammenfinden sollten. Das geschah. Dann ging es auf dem „Weg der Aussätzigen“ weiter. Voran Halef hoch zu Roß, zwischen zwei Kamelen mit je zwei Tannenbäumen, hierauf Jacub Afarah mit seinen Freunden. Hinter ihnen die Frauen in Ochsenwagen, die mit Geschenken derart gefüllt waren, daß gar nichts mehr hineinging. Zuletzt ritt ich allein. Ich wollte mir diese Stunde nicht durch die Rücksicht auf andere aus dem Herzen stehlen lassen.

Wir waren heute noch nicht bei den Unglücklichen gewesen. Sie hatten uns vergeblich erwartet und sich enttäuscht zur schlaflosen Ruhe hingelegt. Der Himmel stand voller Sterne, doch Mondschein gab es nicht. Es herrschte tiefes Schweigen. Da erscholl Halefs laute Stimme, die sie alle kannten. Sofort erhoben sich Freudenrufe und dann, als er ihnen sagte, was geschehen solle, jubelnde Stimmen, die Allahs und der Menschen Güte priesen. Ich hatte ihn genau instruiert. Er dirigierte das ganze Werk, von den Kutschern und Kameltreibern unterstützt. Die Bäume wurden in die Erde befestigt und die Geschenke vor ihnen ausgebreitet. Hierauf gruppierten sich die Aussätzigen im Halbkreise, die Augen nach den Bäumen gerichtet. Zwanzig Schritte hinter ihnen die bescherenden Männer und Frauen. Ich hielt mich abseits, um nicht gestört zu werden. Da sah ich, noch weiterhin entfernt, eine Gruppe von vier oder fünf Männern stehen, die nicht zu uns gehörten. Das waren jedenfalls Neugierige, die zufällig vorübergekommen und, als sie uns bemerkten, stehengeblieben waren. Ich achtete nicht auf sie, zumal Halef mit seinen Gehilfen jetzt die Lichter anzubrennen begann.

Noch nie hatte man hier einen brennenden Lichterbaum gesehen! Und nun gar mehrere! An dieser Stelle des berühmten Dschebel Kasiun! Unter diesem unbeschreiblichen, heilig flammenden Sternenhimmel! Hilflos, flehend, wie nach Schutz und Rettung suchend, flackerte das irdische, vergängliche Licht zu dem ewigen Lichte des Firmamentes empor, und ein langer, tiefer, hörbarer Atemzug entrang sich den Herzen all der Unglückseligen, die hier im Staube lagen! Einige begannen zu weinen, erst leise, dann laut und lauter. Das war die einfache, die unmittelbare Wirkung der strahlenden Bäume, das ganze Geheimnis der natürlichen Weihnachtsqual und Weihnachtsfreude!

„Maschallah! Weihnachtsbescherung, wirklich Weihnachtsbescherung!“ hörte ich einen jener Männer sagen, die ich nicht kannte.

Da sah ich die hohe Gestalt des „Scheiks der Aussätzigen“, der zu den Bäumen trat. Er war natürlich der erste, dem Halef gesagt hatte, daß heute Weihnacht sei. Er kannte von Jerusalem aus die Bedeutung dieses Wortes und wußte wohl auch, in welcher Weise der Christ dieses Geburtsfest seines Erlösers zu feiern pflegt. Er sah mich nicht und erhob seine Stimme zu der Frage:

„Wo ist der deutsche Effendi? Er sage es!“

„Hier bin ich!“ antwortete ich ebenso laut.

„Dürfen wir singen zu dieser Stunde der Menschenfreundlichkeit?“

„Ja. Ich bitte darum!“

„Und darf ich euch und den Gefährten meines Unglücks sagen, was mir Allah jetzt auf meine Zunge legt?“

„Du darfst — — du sollst — — ja, du mußt es sogar tun!“

„Ich danke dir! Ich habe dich verstanden und du auch mich!“

Er ging von Gruppe zu Gruppe seiner Leute, um ihnen zu sagen, was er wünsche. Dann kehrte er nach seinem Platz vor den Bäumen zurück und gab das Zeichen, mit dem Gesange anzuheben.

Er begann. Es war eines jener Lieder des arabischen Dichters Kadar, deren Klang die Tränen zwingt aus der tiefsten Tiefe in die Augen emporzusteigen. Als es zu Ende war, weinten die Aussätzigen alle, nur ihr Scheik nicht. Er, der Moslem, begann seine Weihnachtsrede. Er sprach von der Qual des Menschenlebens im allgemeinen und von der Qual der Aussätzigen und Ausgesetzten im besonderen, die beide kein Ende nehmen. Er sprach von der Grausamkeit der menschlichen Gesetze und von der Erbarmungslosigkeit derer, die Liebe geben sollen und doch keine haben. Er sprach in so überzeugender und so hinreißender Weise, daß es alle Anwesenden ergriff und selbst auch mich erschütterte und durchschauerte. Zuletzt rief er:

„Und wenn die Not am allergrößten ist, wenn nirgends Hilfe, nirgends Rettung winkt, wenn wir vergeblich uns an Mohammed und auch erfolglos uns

an Allah wenden, so kommt der Christ mit seinem Stern von Bethlehem, mit seiner heiligen Weihnachtskunde, mit seiner Liebe, seiner Herzensgüte und rettet uns aus aller — — —"

Er kam nicht weiter; er wurde unterbrochen. Nämlich derselbe Mann in der seitwärts stehenden Gruppe, der schon einmal gesprochen hatte, sprang plötzlich jetzt herbei, zwischen den Aussätzigen hindurch, blieb vor ihm stehen und schrie ihn zornig an:

„Schweig, Hallunke! Du hast mich gerührt mit deinen Bäumen, deinen Lichtern, deinen Klagen. Auch wir sind Menschen. Wir brauchen keine Weihnachten — —"

„Aber wir!" unterbrach ihn der Scheik, ohne sich einschüchtern zu lassen.

„Auch ihr nicht! Denn ich nehme meinen Befehl zurück. Ihr werdet nicht eingesperrt und nicht in die Wüste geschafft. Es bleibt so, wie es war und wie es ist!"

Das geschah so plötzlich und so schnell, daß man erst rundum den Ruf der Überraschung hörte: „Der Pascha — der Pascha — der Pascha ist es selbst!"

„Ja, ich bin es selbst!" antwortete er, sehr befriedigt von dem Schreck, den er verbreitete. Und sich an unseren Jacub Asarah wendend, fuhr er fort: „Die Aussätzigen wurden bewacht; ich traute ihnen nicht! Auch deinem Deutschen nicht, der bei dir wohnt und täglich mit ihnen redet. So erfuhr ich von eurer Bescherung und kam in eigener Person hieher, um euch zu beobachten. Danke Allah, daß meine Seele dir nicht übel will! Diese aussätzigen Schurken wagten, sich gegen meine Befehle zu empören. Es hätte mich nur einen Wink gekostet, sie zu vernichten, aber um diesem Christen dort, deinem Gast, zu beweisen, daß — —"

Jetzt war er es, der nicht weitersprechen konnte, weil er vom Scheik unterbrochen wurde.

„Schweig!" rief dieser ihm sein eigenes Wort entgegen. „Du bist der Pascha von Damaskus, weiter nichts. Ich aber bin der Scheik der Aussätzigen. Wer ist mächtiger, du oder ich?"

Er streckte den Arm, an dem die Hand fehlte, nach ihm aus. Da wich der Pascha erschrocken zurück.

„Rühre mich nicht an!" schrie er voller Angst und wollte sich entfernen, konnte aber nicht, weil die Aussätzigen alle aufgesprungen waren und ihn umringten. Er schrie um Hilfe. Er rief seine Begleiter herbei, die Offiziere waren, sich aber sehr hüteten, ihm zu gehorchen.

„Nun, wo ist deine Macht?" fragte der Scheik. „Siehst du die Lumpen, Lappen und Fetzen liegen, dort hinter den brennenden Bäumen? Die waren für dich aufgestapelt! Unsere Waffen gegen dich und deine Macht! Solche Waffen gibt es nicht wieder, so weit die Erde reicht! Wenn ich will, so rühre ich dich an und deine Glieder werden zerfressen werden wie die meinigen. Schicke deine Soldaten her, uns von hier fortzuschaffen. Wir gehen durch ihre Schar hindurch und keiner von ihnen wagt es, uns auch nur anzutasten! Hättest du uns von hier verjagt und in den Tod geschickt, so waren diese von unserem Speichel und Eiter durchtränkten Fetzen bestimmt, in deinem Hause und in den Wohnungen deiner Anhänger verteilt zu werden. Was euer Schicksal gewesen wäre, das weißt du wohl! Kennst du nun meine Macht? Ich darf dir wohl widerstehen, doch du nicht mir!"

Er trat noch näher an den Pascha heran, so daß dieser vor Entsetzen ganz in sich zusammenbrach, und raunte ihm halblaut, aber im drohendsten Tone zu:

„Du magst diesen Deutschen, diesen Christen nicht; aber glaube mir, er hat heute dich und viele andere aus großer Gefahr gerettet. Und nun höre, was ich dir sage: „Du hast deinen Befehl zurückgenommen, aber ich traue dir nicht. Ich gebe dir genau einen Monat Zeit. Wenn du dann noch Pascha bist und Damaskus nicht verlassen hast, so bist du mir, dem „Scheik der Aussätzigen" für immer verfallen. Jetzt fort mit dir!"

Der Kreis der Aussätzigen öffnete sich; zugleich stellte sich der Scheik, als ob er nach dem Pascha fassen wolle; da tat dieser einen Schreckenssprung, der ihn aus der unmittelbaren Nähe der Gefahr brachte, eilte schleunigst davon und wurde nicht mehr gesehen.

Ich war natürlich nicht auf der Straße stehen geblieben, sondern herbeigekommen. Jetzt stand ich unmittelbar neben dem Scheik. Ich sah den großen Haufen infizierter Lumpen liegen. Mich schauerte bei seinem Anblicke und bei dem Gedanken an den Zweck, dem er hatte dienen sollen. Er sah es, lächelte und sprach:

„Effendi, wir hatten teuflische Gedanken, weil wir teuflisch behandelt werden sollten. Schenke mir einen einzigen deiner Weihnachtsbäume! Er genügt, uns alle von dieser Sünde zu erlösen. Willst du?"

Ich nickte. Da wurde einer der Bäume zur Seite geschafft und mit all den ekelhaften Fetzen behangen. Sie wurden von dem Talg der Weihnachtslichter durchtränkt und von den Flammen ergriffen. Ihre Lohe stieg hoch empor, sank aber bald wieder nieder. Der Gestank, den sie verbreiteten, verflog. Die letzten Reste der überwundenen Unmenschlichkeit wurden von den letzten hin- und herperlenden Fünkchen verzehrt; dann brach und floß alles in Asche in nichts zusammen. Als dies geschehen war, rief der Scheik mit weithin schallender Stimme:

„Wir sind erlöst! Der Pascha ist besiegt, mit ihm auch unsere Rache! Er sagte zwar, daß wir keine Weihnacht brauchen, doch wäre er heute nicht zu uns gekommen, so hätten wir uns wohl rächen, nicht aber retten können. Die Rettung aber steht hoch über der Rache, soweit die Erde und so weit der Himmel reicht. Der Gestank, den die Vernichtung unserer Gedanken hier verbreitete, hat sich verzogen. Wir atmen wieder den reinen, heiligen Duft der Weihnachtsbäume. Die Liebe darf nun geben und die Dankbarkeit darf nehmen. Kommt her zu mir und freut euch an den Gaben, die man uns bringt, weil man uns liebt, nicht aber, weil der Koran es befiehlt. Die Bescherung kann beginnen!"

Einen Monat später war der Pascha versetzt und sein Nachfolger bereits nach Damaskus unterwegs.